

Gotteslob aus Meißterhand

Beim Orgelbauer in Klausen.

Klausen! Das bedeutet fromme Pilgerfahrt und kindliche Muttergottesminne, das klingt nach Glockenjubiläum und Orgelton.

Soll ich euch erzählen aus meiner Jugend, von meinem ersten, erwartungsfrohen Eintritt in die mächtige Kirche? Ihr werdet staunen! Nicht die Größe des Gotteshauses, nicht der jauchzende Glockenklang, nicht die wehe Traurigkeit des Bildes der Schmerzensmutter, nicht der kunstvoll geschnitzte Hochaltar, nein, etwas anderes hielt mich gefangen, bannte mich an meinen Platz: das Jubilieren unzähliger Orgelstimmen!

Lange stand ich lauschend an einem Pfeiler, bis der Vater mich bei der Hand faßte, daß ich jäh aufwachte wie aus tiefem Schlaf. „Komm, wir gehen dorthin, wo diese Stimmen geschaffen werden“, sagte mein Vater, und eine Minute später standen wir in der Werkstatt des Orgelbauers von Klausen.

Riesige Pfeifen und Flöten aus Holz und Metall lehnten an der Wand. In der Mitte des Raumes bemerkte ich einen großen Orgelspieltisch mit glänzenden schwarzen und weißen Tasten und vielen Knöpfen und Hebeln. „Damit kann man“, so sagte mein Vater, „die verschiedenen Stimmen herbeizaubern“. Vorwitzig schaute ich auf die Schilder über den Knöpfen. Da las ich „Trompete“ und „Flöte“, „Waldhorn“ und „Schalmel“ und viele, viele andere Namen. Zwei Gesellen arbeiteten an einem großen Blasebalg, der die Luft in die Orgelpfeifen pumpt. Das ist die Lunge der Orgel. Überall, wohin ich blickte, sah ich neue, geheimnisvolle Dinge.

Ich durfte auch in die großen und die kleinen Pfeifen blasen. Hei, was da mancherlei Töne entstanden! Die ganz großen aber blieben stumm, obwohl ich mit letzter Kraft und prallen Backen blies.

Als wir uns verabschiedeten, schenkte mir der Meister eine kleine Orgelpfeife. Die habe ich heute noch.



Kennst du deine Heimat?

Dann erkanntest du im neunten Heft den Weinort Piesport, der durch sein „Goldtröpfchen“ in aller Welt bekannt ist.

Kennst du das einsame Dorf inmitten dunkler Wälder, wo fleißige Hände und kunstvoller Sinn diese hübschen Dinge schaffen? Wenn nicht, verrate ich es dir im nächsten Heft:

„Berühmte Männer der Heimat“

Dieses Heft wurde bearbeitet von Lehrer Heinz Haller, Greimerath
Das Titelbild zeichnete Hans Scherl, Wittlich

Bildarchiv: Kokosweiberei Schür, Eisenschmitt, Tonindustrie Moselland, Wittlich,
Töpferei Wingender, Niersbach und eigene Anfertigung

Druck: Fr. Wilh. Knopp, Wittlich/Rhld.

LAND ZWISCHEN MOSEL UND MAAREN



Herausgegeben von Schulrat Schoefer, Wittlich, und Peter Kremer, Bernkastel,
unter Mitwirkung der Lehrerschaft des Kreises Wittlich

Heft 11: „Männer der Heimat“

Männer der Heimat

Das Titelbild dieses Heftes zeigt den Kopf des Kardinals Nikolaus Cusanus von seinem Grabmal in Rom. Dieser Kirchenfürst und Gelehrte, der als Kuesser Dorfjunge Nikolaus Krebs hieß, ist nach dem Urteil des berühmten Joseph von Görres die größte Gestalt, die das Rheinland bisher hervorgebracht hat. Ihr fragt nun mit Recht: Warum ziert er denn unseren Lesebogen, da er doch außerhalb unseres Kreises geboren ist? Nun, er wurde zunächst deshalb dazu ausersehen, weil sein Waschen und Werden durch Kräfte unseres Kreises entdeckt und gefördert wurde. Theoderich v. Manderscheid war es, der den 1401 geborenen aufgeweckten Jungen zum Studium nach Deventer in Holland schickte und seine Laufbahn einleitete. Zweitens war die Kirche von Altrich die erste Pfründe, die der junge Kleriker Nikolaus im Jahre 1425 erhielt, damit er seine Studien fortsetzen könne. Die Altricher Bauersleute haben ihm also einen Teil seines Studiums bezahlt. Dazu hat er später als Kardinal und päpstlicher Legat, nach anfänglichem Widerstreben, den Bau der Klausener Wallfahrtskirche gefördert. Aus all diesem sehen wir, daß der Moselkardinal, der nach der Ansicht der Kirchenhistoriker sogar Papst geworden wäre, hätte ihn nicht im Alter von 63 Jahren der Tod erteilt, mit Recht unser Heft über die großen Männer der Heimat einleitet.

Nach diesem berühmtesten Namen Cusanus folgen dann noch viele klangvolle Namen, deren Träger ganz unser waren und sind, die in unserem Kreise geboren wurden oder hier ihr Lebenswerk vollbrachten und uns zum Ruhme gereichten. Das sind zunächst die frommen Gottesmänner, die Bischöfe und Äbte besonders, dann sind es die Männer des Geistes, bedeutende Forscher, Gelehrte und Künstler; es sind ferner Männer, die für die Volksgemeinschaft auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet bahnbrechend tätig waren, und endlich sind es die Männer im Dienste der Sprache, die Dichter der Heimat. Wenn ihr dann das Heft durchgelesen habt, werdet ihr erstaaun sein über die Vielzahl an bedeutenden Menschen, die unsere Heimat hervorgebracht hat. Darauf können wir stolz sein; denn an ihrer Größe sind unsere Vorfahren und ist unsere Heimat mitbeteiligt. Edelste Früchte können nur auf fruchtbarstem Boden gedeihen. Zu aller Hochleistung gehört der Mutterboden, gehört die tragende Kulturschicht, die wir alle zusammen bilden. Und was die großen Landsleute immerfort für uns bedeuten sollen, hat der Dichter Goethe am schönsten gesagt: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht; nach vielen hundert Jahren klingt sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.“¹ Vergesst es nicht, daß ihr die Landsleute und Enkel dieser edlen, großen Männer seid, von denen euch nun berichtet wird. Ihr Andenken ehren wir, indem wir von ihnen lernen und uns bemühen, ihnen nachzueifern.

Im Dienste des Glaubens: Gottesmänner

Bischöfe

Weihbischof Peter von Binsfeld

Im Alten Testament wurden aus Hirtenknaben Könige, und auch beim griechischen Dichter Homer haben die Helden und Herrscher in ihrer Jugend Herden gehütet. Die Himmeroder Klosterchronik erzählt, daß der berühmte trierische Weihbischof Peter von Binsfeld in seinen jungen Jahren ebenfalls ein Hirte gewesen sei. Der arme Dorf-

knabe verdingte sich nämlich nach Himmerod, um die Herden des Klosters auf der Weide zu betreuen. Der Abt Johann von Briedel entdeckte aber die Talente des Binsfelders Jungen und ließ ihn durch seine Patres in die Anfangsgründe der Wissenschaften einführen. Der Klosterchronist hat den schönen Satz geprägt: „Peter wurde aus dem Stalle in die Gezelte der Musen versetzt.“ Derselbe Abt veranlaßte, daß der begabte Jüngling im Jahre 1570 in dem kurz zuvor gegründeten Collegium Germanicum zu Rom Aufnahme und Ausbildung fand. Der einstige Hirtenknabe wurde nach seiner Rückkehr vom Studium zuerst durch den Erzbischof Jakob III. von Eltz mit der Reformierung des arg verfallenen Klosters Prüm beauftragt. 1580 wurde er Weihbischof von Trier. Er war es, der den aus Trier geflüchteten Kurfürsten Jakob III. am 24. Mai 1580 wieder in seine Residenzstadt heimholte. Der Erzbischof und Kurfürst lag Jahrzehnte hindurch in Streit mit Trier; die Stadt wollte sich von seiner Herrschaft lösen und reichsmittelbar werden. Am 8. März 1580 entschied Kaiser Rudolf II. den Streit zugunsten des Landesherrn. Jakob III. residierte in Wittlich. Dort erschien nun eine Deputation der Zünfte und der Stadtverwaltung von Trier, um ihn um Verzeihung und Gnade zu bitten. Auf der Heimreise rastete der Kurfürst in Pfalzel, von hier aus zog er dann am Nachmittag des 24. Mai mit dem Weihbischof, Peter v. Binsfeld in Trier ein. Der Weihbischof Peter von Binsfeld tat sich durch Stittensstrengung und Eifer gegen moralische und religiöse Lauheit hervor. Gerühmt werden sein unbescholtener Lebenswandel, seine Gerechtigkeit im Gericht, seine Bescheidenheit, seine Geringschätzung des Reichtums; niemals trachtete er nach Ehrenstellen. Er war auch ein fruchtbarer Schriftsteller; allerdings setzte er sich sehr heftig für die Hexenverfolgung ein. Sein Glaube an Zauberei und Hexenwesen muß jedoch aus den dunklen Zeiterhältnissen beurteilt werden. Am 24. November 1598 starb er zu Trier an der Pest und wurde im unteren Teil der Kirche von St. Simeon, wo er auch Propst war, begraben.

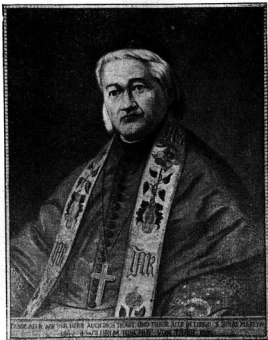
Bischof Wilhelm Arnoldi, Badem

Ebenfalls aus der Mitte des Landvolkes ging der Bischof Wilhelm Arnoldi hervor, der von 1842 bis 1864 mit Weisheit und Treue, mit Festigkeit und Milde den Hirtenstab der Diözese Trier trug. In der goldenen Kette der trierischen Bischöfe bildet er einen kostbaren Ring. Zwar ist er ein Kind des Nachbarkreises Bitburg, zu Badem, einem Dorfe gleich jenseits unserer Kreisgrenze, wurde er am 4. Januar 1798 geboren. Warum wir ihn dennoch zu den berühmten Männern unseres Kreises zählen, werdet ihr bald verstehen. Der Vater war ein kleiner Bauersmann und Schmied. Sein Sohn Wilhelm war schon einige Jahre alt, und noch immer hatte er das Gehen nicht erlernt. Da trug ihn eines Tages die betrübte Mutter, die in Badem wie eine Heilige verehrt wurde, auf ihren Armen nach Himmerod und opferte in der Klosterkirche ihr Kind und sein Gebrechen Gott auf. Es währte nicht lange nach ihrer Heimkehr, da wurde der kleine Wilhelm einer der beweglichsten und gewandtesten Jungen des Dorfes, dem bald kein Zaun zu hoch und keine Hecke zu dicht war. Auch sein Geist war nun aufgewacht. Es wird erzählt, daß der Pastor von Badem, als er einmal unter einem Apfelbaum herging, aus der Krone plötzlich seine ganze Predigt vernahm, die er am letzten Sonntag gehalten hatte. Sein Schüler Wilhelm saß droben und hielt diese Predigt, die er noch ganz im Kopfe hatte.

1809 trat er mit Hilfe von Gönnern in die Trierer Domschule ein. Als das schmächtige Kerlchen in seiner Dorfbekleidung sich zum ersten-

mal auf dem Schulhof zeigte, lachten die Stadtjungen und sagten: „Geh' du wieder heim zu deiner Mutter; du bist noch viel zu klein!“ Er ging aber nicht wieder heim, und es verfloß noch kein Jahr, so war er die Freude seiner Lehrer und die Liebe seiner Mitschüler. 1811 trat er zum Gymnasium über. Nach der Reifeprüfung studierte er im Priesterseminar, und am 17. März 1821 empfing er die hl. Priesterweihe. Nach einigen weiteren Studien- und Kaplansjahren wurde er am 3. November 1826 Pfarrer von Laufeld. Mit Feuereifer und mit der ersten Liebe war er der gute Hirte dieser Pfarrei mit ihren Filialdörfern, und sein Andenken ist in Laufeld stets gesegnet geblieben.

Am 1. Februar 1831 wurde er zum Pastor von Wittlich ernannt, und zwar wurde ihm, wie es in der Urkunde heißt, „diese Pfarrei vor Andern verliehen wegen seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und seiner schon einige Jahre hindurch in der Seelsorge erprobten Wachsamkeit.“ Schon am 18. Febr. folgte seine Ernennung zum Dechanten des Dekanates Wittlich. In seiner Einführungspredigt sprach er über den Text aus dem 1. Korintherbrief: „Wir sind Mitarbeiter Gottes; ihr seid Gottes Acker.“ Darin umriß er die Aufgaben des Seelsorgers als Lehrer seiner Gemeinde, als Vater der Gemeinde und als Vorbild der Gemeinde. Und das wurde Dechant Arnoldi seinen Wittlicher Pfarrkindern. Allen war er Ratgeber, Freund und Tröster. Alle liebten und ehrten ihn als ihren guten Hirten und Vater. Und große Trauer legte sich über die ganze Stadt, als er am 1. März 1834 Wittlich verlassen mußte, weil ihn der Bischof Hommer als Domkapitular u. Domprediger nach Trier berufen hatte. Beim Abschied konnte Dechant Arnoldi vor Rührung und Trennungsschmerz kaum ein Wort sagen. Alle zerflossen in Tränen. Stadtrat, Kirchenvorstand, Lehrer und Jugend, dazu eine große Anzahl Bürger begleiteten ihn, und viele gingen mit bis nach Schweich an die Ufer der Mosel. Als man hier scheiden mußte, sprach er das ehrende Wort: „Nein, wenn ich gewußt hätte, daß die Wittlicher eine solche Anhänglichkeit und Liebe zu mir trügen, ich würde sie nie verlassen haben.“ Und oft hat er später geäußert, die Laufelder und Wittlicher Jahre seien seine glücklichsten gewesen.



Wilhelm Arnoldi, Bischof von Trier

Als am 10. Juni 1842 in der Stadt Wittlich die Nachricht eintraf, ihr früherer Pastor Arnoldi sei zum Bischof von Trier gewählt worden, da

wurden die Glocken geläutet, und die Bürger füllten die Kirche, um Gott zu danken. Das Bischofskreuz schenkten ihrem neuen Oberhirten die Pfarrer des Dekanates Wittlich, den Ring die Pfarrer des Dekanates Bitburg.

Nun war der ehemalige Bauernjunge Bischof. Er war ein vorbildlicher Bischof, ein großer Bischof, und als er am 7. Januar 1864 starb, sagte der Domprediger: „Er war ein würdiger Nachfolger der Apostel; er besaß die Demut und den Glauben des Petrus, den Eifer und die Geduld des Paulus, die Güte und Milde des Johannes.“ Er war der große Kinderfreund und der Vater der Armen. Könige ehrten ihn, Päpste schätzten und liebten ihn, und das Volk weinte um ihn. Er war von Gott und den Menschen geliebt. Im alterwürdigen Trierer Dome wurde er am 11. Januar 1864 begraben, und von Wittlich und Laufeld sah man den ganzen Tag über viele Leute vor der Gruft beten und weinen.

Äbte

Den Klöstern des Landes schenkte unsere Landschaft eine Reihe von namhaften Äbten.

Söhne der Stadt Wittlich zierten viermal den Abtstuhl von Himmerod. Es waren dies die Zisterzienserräbte Balduin, gestorben 1337, Walter, gestorben 1366, Tilmann, gestorben 1394, und Petrus, gestorben 1468. Der Benediktinerabt Johannes von St. Matthias in Trier (1533—37) war ebenfalls ein Wittlicher, und in Springiersbach residierten die Äbte Theoderich (1396—1400) und Johann Friedrich Auwach von Wittlich.

Abt Johann Friedrich von Auwach, Wittlich

Der Abt Johann Friedrich von Auwach (1593—1621), einer Wittlicher Beamtenfamilie des kurtrierischen Hofstaates entstammend, wird als besonders wohlthätiger und kunstsinniger Kirchenfürst gepriesen, der das Stift Springiersbach zu einer Pflanzstätte christlicher Zucht und Frömmigkeit machte. Energisch trat er gegen Mißbräuche auf, die in Springiersbach herrschten. Er gab sich als frommer, sittenstrenger Mann viele Mühe, seine Mönche zu einem aszetischen, arbeitsfreudigen Lebenswandel anzuhalten, wobei er allen mit seinem Beispiel voranging. Auf einer Wallfahrt nach Rom im Jahre 1605 erhielt er von Papst Paul V. für sich und seine Nachfolger das Recht zum Gebrauch der bischöflichen Insignien. Er ist auch Mitstifter des kunstreichen Hochaltars in der alten Bartholomäuskirche von Heinzerath im Alfthal, der aus der Werkstatt des berühmten kurtrierischen Hofbildhauers Hans Ruprecht Hoffmann stammt und dessen Abbildung ihr im Heft 2 „Betende Heimat“ auf Seite 25 sehen können. Die Herren von Auwach wohnten in Wittlich an der Stelle am Marktplatz, wo 1753 der kaiserliche Posthalter Fier den stattlichen Barockbau der heutigen Lebensmittelgroßhandlung Müller errichtete. Die Abachsmühle im Liesertal erinnert in ihrem Namen noch an dieses Wittlicher Adelsgeschlecht.

Abt Robert Bootz, Großlittgen

Auch das Dorf Großlittgen schenkte dem Kloster Himmerod einen seiner tüchtigsten Äbte. Es ist dies der 1650 geborene Abt Robert Bootz, über den die Himmeroder Chronik folgendes berichtet:

„Überaus segensreich wirkte sich für die innere und äußere Gestaltung des Klosters die lange Regierungszeit des am 30. Januar 1685 gewählten Abtes Robert Bootz von Großlittgen aus. Er war ein wissenschaftlicher Forscher und schrieb ein Werk über die Klostergeschichte. Mit

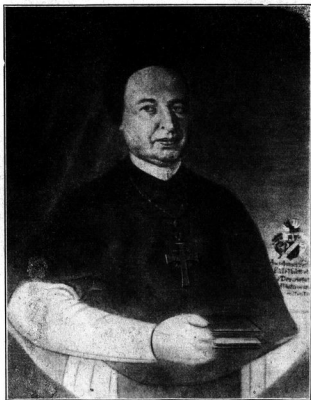
der Trierer Universität stand er in inniger Verbindung. Er bekleidete sogar daselbst von 1707—1709 die Würde des Rektors magnificus. Neben seiner ausgedehnten wissenschaftlichen Tätigkeit wandte Abt Robert dem Ausbau des Klosters besondere Aufmerksamkeit zu. Manche Neu- und Umbauten führte er durch, wovon nur noch die im Jahre 1701 vollendete Klostermühle erhalten ist. Der Grabstein des im Jahre 1730 verstorbenen achtzigjährigen Prälaten ist wieder in den Besitz der Abtei gelangt und zeigt seine stattliche Gestalt in der Abtskleidung. Sein Wappenbild, ein fruchttragender Eichelzweig, versinnbildet seine für Himmerod äußerst segensreiche Regierungszeit."



Wappen des Abtes Robert Frotz

Abt Anselm von Pidoll, Eichelhütte

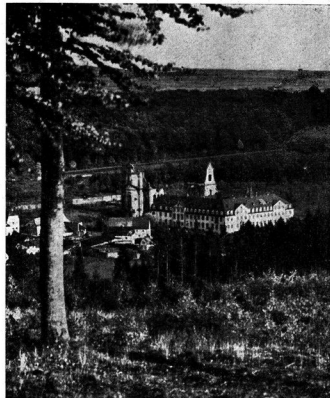
Der letzte Abt von Himmerod vor der Aufhebung des Klosters in der französischen Revolutionszeit war der am 8. Dezember 1782 gewählte



Anselm von Pidoll,
Abt des Klosters
Himmerod

Anselm von Pidoll. Seine feierliche Benediktion geschah am 23. Februar 1783 durch den Weihbischof Nikolaus von Hontheim in der Abteikirche St. Maximin in Trier.

Abt Anselm war am 23. Januar 1734 auf der Eichelhütte, dem Wohnsitz der Familie von Pidoll, geboren, also ganz in der Nähe von Himmerod. Er studierte auf der Universität Trier. 1752 trat er in Himmerod ein, legte am 11. Februar 1753 die Ordensgelübde ab und erhielt am 4. Juni 1756 die hl. Priesterweihe. Sein beispielhaftes Ordensleben bewog den Abtvorgänger Robert Hentges, den eifrigen Pater Anselm zum Prior zu ernennen. Dieses Amt behielt er bis zu seiner Abtswahl. Die Regierungszeit Abt Anselms war von schweren Sorgen um die Erneuerung des klösterlichen Geistes und schließlich um den Bestand des Klosters erfüllt. Am 26. Juli 1802 mußten die Mönche ihr Heim ver-



Blick auf das neu
erstandene Klo-
ster Himmerod,
das vom 20. bis
27. August 1953
sein 800-jähr. Be-
stehen feierte.

lassen. Nach der gewaltsamen Aufhebung der Abtei zog sich der letzte Abt nach Trier zurück, wo er am 3. Mai 1827 sein an Arbeit und Prüfungen reiches Leben als Domkapitular beschloß. Ein schönes Proträt von ihm hängt in einem Bauernhause zu Bruch.

Der Knecht seiner „himmlischen Maid“ Eberhard Daub

Auf engstem Raum unter steilen Weinbergen liegt dicht am Moselufer das Dörfchen Ferres, das zur Gemeinde Piesport gehört. Zwölf Häuser zählt es bloß, und im kleinsten Häuschen dieses kleinsten Dörfchens

wurde der Mensch geboren, der unserer Heimat zum allergrößten Segen gereichte. Das Häuschen trägt eine Gedenktafel mit folgender Inschrift:

In diesem Hause wurde im Jahre 1393 geb.
EBERHARDUS SURDUS
der Begründer von Eberhards Klausen
+ 8. September 1451
Lasset uns Maria ehren wie er sie geehrt
Enthüllt am 500. Todestage Eberhards

Die feierliche Enthüllung dieser Erinnerungstafel geschah auf Mariä Geburt des Jahres 1951 durch den Trierer Weihbischof Dr. Stein und in Beisein des Abtes Vitus von Himmerod, und alle Leute von Piesport und Ferres und auch zahlreiche namhafte Gäste von nah und fern waren dort, als der große Sohn des kleinen Dörfleins so geehrt wurde, dessen Name, ins Deutsche übersetzt, Eberhard Daub oder Taub lautet und den jedes Kind kennt als Eberhard von Klausen.

Dieses Heft zeigt, wieviele berühmte Männer unsere engste Heimat hervorgebracht hat. Wenn wir es uns aber einmal gründlich durch den Kopf gehen lassen und dann auch noch durch das Herz, welcher Mann unserer Heimat selbst zum allergrößten Segen geworden ist, dem Volke unserer Landschaft wirklich zum Heile gereicht hat als Kraftquelle und Trost- und Gesundbrunnen und dies in immer sich steigendem Maße durch die Jahrhunderte bis zur Gegenwart, dann müssen wir den bescheidenen Namen des Bauernknechtes und Tagelöhners Eberhard Daub nennen. Er hat den Wallfahrtsort des Trierer Landes gegründet, der seinen Namen trägt. Er hat im Dienste der Gnade und der Gottesmutter mit nichts als seiner natürlichen, kindhaften Frömmigkeit sein Heimatland um einen weit sichtbaren Mittelpunkt, um einen Bergfried des Himmels, geeint und gesammelt bis in unsere Tage. Der Sohn ärmster Winzer, der Knecht im Dienste der Grafen von Esch, hat den Marienort geschaffen, der unser aller Heimat ist. Er baute den heiligen Berg, der seit 500 Jahren Schutz gewährt, wenn die Gewaltigen der Erde Elend und Leid schaffen, der Zuflucht bietet, wenn die Welt in Untergängen rast, der Tröstung verschenkt, wenn das Weh des kleinen Volkes zum Himmel schreit, der Liebe ausstrahlt, wenn Haß die Menschheit zu verschlingen droht.

Der selige Eberhard, der doch nur ein einfältiger Knecht war, hat es gewußt, welchen Gnadenort seine Landsleute brauchten. Hier haben seit 500 Jahren unsere Mütter ihre Kinder in die Arme Mariens gelegt, hier sind in allen Kriegen unsere Mütter für ihre Söhne gestorben, hier haben alle Frauen ihren Männern das Leben gewonnen. Kein Leid, das hier nicht zum Gebet wurde, keine Seelennot, die sich hier nicht in Frieden verwandelte, keine Trauer, die ungetröstet nach Hause ging.

Nicht viel wissen wir aus dem äußeren Lebensweg Eberhards, wie ja immer bei kleinen und armen Leuten die Welle zwischen Geburt und Tod nicht so hoch schlägt, daß sie sichtbar wird im Wogen der Menschheitsgeschichte. Sein Leben war das eines geplagten Bauernknechtes

des 15. Jahrhunderts. Er war nach der Chronik „ein frommer, unverheirateter, aufrichtiger, einfältiger, geduldiger, arbeitssamer, keuscher und Gott samt seiner hochheiligen Mutter Maria wohlgefälliger Mann.“ Unter vielen Widerständen schuf er sein Werk, von dem in den Heften „Betende Heimat“ und „Sagen und Legenden“ zu lesen ist. Auf Mariä Geburt im Jahre 1451 ist unser Bruder Eberhard in die ewige Seligkeit abgeschieden. Im letzten Atemzug befahl er seine Seele in die mütterlichen Hände seiner „himmlischen Maid.“ Begraben wurde er in seinem „wohlriechenden auserwählten Rosengärtlein in der heiligen Kapelle auf der rechten Seite des Altars“, an der Stelle, auf die der Blick der Muttergottes gerichtet ist.

Im Dienste der Bildung: Geistesmänner

Wissenschaftler und Erzieher

Nicht klein ist die Zahl der Männer aus unserem Heimatkreise, die als Gelehrte, als wissenschaftliche Forscher, als Erzieher, als bildende Künstler oder Baumeister Ruhm erwarben.

Gelehrter Johannes von Wittlich

Von den Gelehrten nennen wir zuerst einen Johannes von Wittlich, der also nach seinem Geburtsort benannt ist und der, nach dem Zeugnis des weltberühmten Abtes Johannes von Tritenheim, Trithemius geheißenen, in allen wissenschaftlichen Fächern bewandert war. Er lebte um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Mehrere Jahre war er Lehrer der Theologie zu Paris, hernach lehrte er an der Universität Köln. Er hinterließ einige wissenschaftliche Werke.

Schulmann und Bibliothekar Johann Hugo Wytenbach, Bausendorf

Aus Bausendorf stammte der unvergessene Schulmann und Bibliothekar Johann Hugo Wytenbach, der Geschichtsforscher der Stadt Trier. Sein Vater war in Bausendorf Lehrer und Organist, als ihm am 5. April 1767 dieser Sohn geboren wurde. Das Gymnasium besuchte er in Koblenz, von 1784 bis 1788 studierte er an der Trierer Universität. Zunächst wurde er Hauslehrer; er heiratete eine Schwester des namhaften Malers Ramboux. Beim Einzug der französischen Revolutionsarmee in Trier trat er eine Stelle als Erzieher in Wetzlar an, kehrte aber 1798 nach Trier zurück, um hier das gesamte Schulwesen neu aufzubauen. 1799 gründete er die Trierer Stadtbibliothek, die er Jahrzehnte lang leitete und auf eine großartige Höhe brachte. Diese berühmte Trierer Stadtbibliothek ist Wytenbachs urengeistes Werk. Dafür rettete er die Bücherschätze der Klöster. Den berühmten Codex aureus, ein Kleinod ältester deutscher Handschriftensammlung, gewann er für Trier zurück. Daneben war er Professor an der Zentralschule, seit 1804 Direktor der Sekundärschule und seit 1815 Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums. Er führte den Dichter Goethe bei dessen zweimaligem Aufenthalt in Trier durch die Stadt und zeigte ihm alle Sehenswürdigkeiten. Goethe erwähnt ihn als „junger Lehrer“ in seinen Werken.

Wytenbach war ein Feuergeist und doch mild, gütig und heiter. Er starb am 22. Juni 1848 und hinterließ neben seinem Nachruhm viele gelehrte Schriften. Sein Bild hängt stolz in der Bausendorfer Schule.

Aus seinen Schulreden bei der Entlassung seiner Abiturienten soll ihr einige Sätze hören, die ihr beherzigen müßt und die euch den Geist dieses Mannes offenbaren:



„Jedem Verdienst seine Krone, vor allem aber dem stillen!“ „Nur die harmonische Ausbildung des gesamten Menschen bewahrt vor aller und jeder leiblichen und geistigen Verkrüppelung und Verzerrung. Der Verstand soll nicht auf Kosten des Herzens Fortschritte machen und der Körper nicht zum Nachteil des Schicklichen, Geistigen und Sittlichen bloß tierisch bestehen.“ „Meidet die Heerstraße, auf welcher die Jugendlichen niederer Art herumirren, steht lieber einsam und geschmäht da, als daß ihr euch der Torheit und Verkehrtheit anbequemtet!“

Johann Hugo Wyttenbadi, Bausendorf

Forscher und Professoren

Professor und Prälat Dr. Franz Steffens, Uerzig

Ein Sohn Uerzigs war der 1930 verstorbene Professor und Prälat Dr. Franz Steffens, der als Kind einer Winzerfamilie 1853 geboren wurde. Nach seiner Reifeprüfung in Trier wurde er Student in Würzburg, dann besuchte er das Trierer Priesterseminar, und nach dessen Auflösung in den Wirren mit dem preußischen Staat, im sogenannten Kulturkampf, ging er wieder nach Würzburg. Weitere Studien betrieb er in Rom, wo er 1877 zum Priester geweiht wurde. Acht Jahre war er als Religionslehrer in England tätig. Dann erhielt er eine Berufung als Professor an die Universität Freiburg in der Schweiz, wo er auch starb. Er war ein ausgezeichnete Wissenschaftler und Sprachforscher. Sein Hauptwerk heißt: Lateinische Paläographie (Lateinische Altschriftenkunde). Es ist eine gründliche Darstellung der lateinischen Sprache.

Professor Dr. Otto Follmann, Landscheid

In Landscheid wurde der Professor Dr. Follmann am 10. Dez. 1856 geboren. Er wirkte als Studienrat in Koblenz, wo er auch begraben liegt. Sein besonderes Forschungsgebiet war die Geologie der Eifel, die Wissenschaft von der Entstehung dieses Gebirges und vom Werden der Gesteine. Jeden Sommer konnte man ihn mit einem Rucksack auf dem Buckel und mit einem Hämmerchen in der Hand durch die Eifel wandern sehen, ab und zu blieb er stehen, bekloppte das Gestein, steck-

te eine Probe in den Rucksack und ging weiter. Er schrieb ein Buch „Geologie der Eifel“, aus dem man viel lernen kann über die Bodenarten und Steine und über das Werden und Wandeln unserer Eifel Landschaft.

Vor seinem Geburtshaus in Landscheid hat der Eifelverein im Jahre 1928 ihm zu Ehren einen Gedenkstein aus Eifelbasalt aufgestellt.

Professoren Jakob Marx, Landscheid

Zwei weitere Söhne der Gemeinde Landscheid verdienen der Hervorhebung. Es sind dies die beiden Professoren Jakob Marx, Onkel und Neffe, die am Trierer Priesterseminar Kirchengeschichte lehrten. Der ältere Marx wurde am 8. September 1803 geboren und starb 72-jährig am 15. Februar 1876. Er schrieb eine fünfbändige „Geschichte des Erztifts Trier.“ Das Werk ist noch heute ein Grundpfeiler der Geschichtsschreibung im Moselland. Als Domherr wurde er im Domkreuzgang zu Trier beigesetzt. Der jüngere Marx, ebenfalls Jakob mit Vornamen, wurde am 7. März 1855 geboren und starb am 19. März 1924. Von ihm stammt das „Lehrbuch der Kirchengeschichte“, das bereits 1922 die achte Auflage erlebte. Außerdem begründete er das große Werk: „Geschichte der Pfarreien der Diözese Trier“, von dem die beiden ersten Bände noch zu seinen Lebzeiten erschienen. Ein wissenschaftliches Buch schrieb er über „Nikolaus von Cues und seine Stiftungen zu Cues und Deventer“. Auf seinem Heimatfriedhof fand er die letzte Ruhestätte.

Künstler und Baumeister

Neben den großen Forschern, Gelehrten und Erziehern dürfen wir die Künstler und Bauleute nicht vergessen, deren Arbeiten uns noch heute erfreuen.

Baumeister Gerhard von Ryle, Reil

Mit dem Rechte des Heimatstolzes können wir sogar den ersten Baumeister des Kölner Domes für uns beanspruchen. Er hieß Gerhard von Ryle, d. h. von Reil, und dieser Name weist auf unser Moseldorf hin, und wenn wir auch sonst von diesem größten deutschen Baumeister der Gotik nichts wissen, so dürfen wir doch glauben, daß der begnadete Künstler, der diesen Wunderbau entwarf, der im Maß des Gesetzes triumphierend die Ewigkeit suchte, unser Landsmann war.

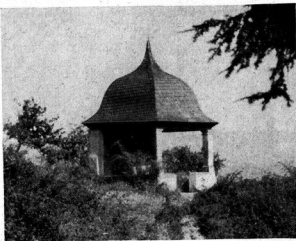
Steinmetz Jodocus von Wittlich

In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte der Meister Jodocus von Wittlich. Er war ein hervorragender Steinmetz. Das herrliche spätgotische Netzgewölbe in der Abteikirche St. Matthias zu Trier hat er geschaffen, auch das Deckengewölbe in der Wallfahrtskirche von Eberhardsklausen soll sein Werk sein.

Steinmetzen Gebrüder Konrad und Sebastian Wolf, Wittlich

Nach dem Dreißigjährigen Kriege arbeiteten in der Stadt Wittlich und in der Umgegend mit künstlerischem Können die Brüder Konrad und Sebastian Wolf als Steinmetzen und Architekten. Der vornehme Bau des Gasthauses „Zum Wolf“ (heute Hotel Well) am Wittlicher Marktplatz trägt noch ihren Namen; auch die Madonnennische am Nachbarhaus Neuerburg ist ihr Werk. Am Klausener Weg steht kurz vor dem Mundwald die 14-Nothelfer-Kapelle von 1712, die Kreuzwand in der offenen Halle trägt den Namen Conradus Wolff, Stein-

hauer, Bürger, Send- und Gerichtsschöffe der Stadt Wittlich. Am gleichen Wallfahrtsweg finden wir auf der „Lang Don“ ein Kreuz von Sebastian Wolf aus dem Jahre 1701. Sie bearbeiteten auch manchen Stein



14-Notthelfer-Kapelle,
Wittlich
Foto Scherl, Wittlich

an der Wittlicher Pfarrkirche, und das schöne Bürgerhaus Nr. 18 in der Burgstraße (Hansen-Bohlen) mit dem schmucken Erker, erbaut 1685, zeigt ebenfalls ihr Können.

Maurermeister Bruck, Wittlich

1784 erbaute der Maurermeister Bruck aus Wittlich den hochragenden, wuchtigen Turm der Pfarrkirche von Kues a. d. Mosel. Alle diese Handwerker waren zugleich Künstler, die nicht nur ihr Handwerk verstanden, sondern etwas ersinnen konnten und den Geist ihrer Zeit begriffen hatten. Darum waren sie Meister im alten Sinne des Wortes und berühmt über ihren Heimatkreis hinaus.

Im Dienste der Gemeinschaft: Volksmänner

Kanzler, Gesandter und Bürgermeister

Kanzler Heinrich Dungen, Wittlich

Am 13. März 1531 beschloß der Kurfürst Richard von Greiffenklau auf der Burg Ottenstein zu Wittlich sein Leben. Er ist der Erzbischof und Kurfürst, der auf dem Reichstag zu Worms im Jahre 1521 mit Martin Luther verhandelt hat, ohne jedoch eine Einigung in den gegensätzlichen Ansichten herbeiführen zu können, so daß über Luther die Reichsacht ausgesprochen wurde. Martin Luther hat später in einem Brief an den Grafen von Mansfeld geschrieben: „Der Kurfürst von Trier ist zu mir ganz gut und mehr denn gnädig gewesen.“

Auf diesem Reichstag war der Kurfürst begleitet von seinem Kanzler Heinrich Dungen oder Dungen aus Wittlich. Dieser Witt-

licher Jurist hatte in Orléans und Paris studiert und eine Pariserin zur Frau genommen. Seit 1496 war er Professor für Zivilrecht an der Trierer Universität. Im Jahre 1503 wurde er Kanzler des Kurstaates und spielte in den bewegten Zeitaläufen eine nicht unbedeutende Rolle. Sogar bei der Wahl Kaiser Karls V. stand er im Vordergrund der Verhandlungen. Heinrich Dungen starb 1525 auf dem Reichstag zu Nürnberg am Schlagfluß und wurde auch dort begraben.

Gesandter Gustav Adolf Müller und Oberbürgermeister Fritz Bottler, Wittlich

Aus der Stadt Wittlich stammten auch die in unserer Zeit wirkenden hervorragenden Männer Gustav Adolf Müller und Fritz Bottler. Gustav Adolf Müller, geboren am 19. August 1863, war viele Jahre der bewährte Deutsche Gesandte in Bern. Fritz Bottler, geboren am 2. Oktober 1870, war bis zu seinem Tode am 7. August 1922 hochgeschätzter Oberbürgermeister von Bonn.

Bürgermeister Heinrich Thielen, Manderscheid

Ein durch sein Wirken für die Eifelheimat weit über die Grenzen unseres Kreises hinaus bekannter Mann war der Bürgermeister Heinrich Thielen von Manderscheid, vom Volke „Eifelheinrich“ genannt. Er wurde am 29. Oktober 1822 auf dem Gutshof Dierfeld bei Laufeld geboren. Von 1842 ab besuchte er in Trier das Gymnasium, doch vor der Reifeprüfung mußte er 1849 die Schule verlassen, da sein Vater starb und er als ältester Sohn nun auf dem Gute benötigt wurde. Es war damals eine schwere Notzeit für die Eifelbauern. Heinrich Thielen fühlte die Verpflichtung in sich, der Gemeinschaft zu helfen. Schon mit 24 Jahren wurde er Kreistagsabgeordneter, und von 1875 bis 1898 versah er den Posten des Amtsbürgermeisters von Manderscheid. In dieser Eigenschaft entfaltete er eine rastlose Tätigkeit für seine Heimat und seine Landsleute. Er wurde ein Pionier moderner Landwirtschaft. Er hatte erkannt, daß die wirtschaftliche Notlage wesentlich durch die Bildung bäuerlicher Genossenschaften zu beheben oder zu erleichtern sei. Zusammenlegung der Dorfemarkungen, Ent- und Bewässerungsanlagen, Drainagegenossenschaften, Aufforstungen lehrte er und führte sie durch. Er gründete die ersten Zentralmolkereien, und er setzte sich erfolgreich ein für die ersten landwirtschaftlichen Fortbildungs- u. Fachschulen.

Nicht nur in der Praxis, sondern auch in Wort und Schrift setzte er sich für die wirtschaftliche und kulturelle Hebung der Eifel ein. Er war Mitbegründer des noch heute blühenden Eifelvereins und bis zu seinem Tode dessen 2. Vorsitzender. Er starb am 24. Dezember 1898 und fand auf dem stillen Friedhof von Laufeld seine letzte Ruhestatt.



Heinrich Thielen, Amtsbürgermeister
von Manderscheid

Heinrich Thielen war auch ein feinsinniger Erzähler. Was er schrieb, war bodenständig echt. Durch seine Schilderungen von Land und Leuten in den Zeitungen wollte er die Öffentlichkeit auf die Not in der Eifel hinweisen. Eine wahre Begebenheit aus Bettenfeld schildert seine nachfolgende ergreifende Erzählung aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Das Grab im Schnee

Am 8. Februar 1889 gegen Abend in der Dämmerung! Bleifarbig, dunkelgrau ist die Luft. Kein letzter Sonnenstrahl, kein erster Stern über der zerrissenen Berglandschaft zwischen den Trümmern der beiden Ritterburgen Manderscheid und den Ruinen der alten Abtei Himmerod im großen Kunowald. Der Scheitel des gewaltigen, toten Vulkans des Mosensbergs birgt sich in dunklen Wolken, die pfeilschnell dahinjagen und fort und fort aus Norden sich erneuern. Ein toller Schneesturm braust über das stille, einsame Eifelland. Vom See her, der im tiefen Kraterkessel versteckt liegt, meint man die vom Sturm gepölschten Wogen zischen zu hören. Seit Mittag fallen Schneeflocken hernieder, immer dichter und dichter auf Feld und Wald. Versneit ist das Dorf oben am Berge. Eng zusammengekauert, in Schnee gebettet, liegen die Häuser und Häuschen, als fürchteten auch sie die Gewalt des entfesselten Schneesturmes. Die Straßen sind öde, hoch mit frischem Schnee bedeckt. Matte Blicke werfen die schwach erleuchteten Fenster in die Sturmnacht hinaus. Ein Licht nach dem andern erlischt im Dorfe, allein noch scheint die ewige Lampe aus dem Bogenfenster der Dorfkirche hervor. Draußen am äußersten Ende der Straße, nach dem Walde hin, stcht ein kleines Häuschen, fast ganz vom Schnee verweht. Von der Feldseite ist ein hoher Schneewall aufgetürmt, welcher bis an das vom Sturm zerrissene Strohdach hinanreicht. Das Fensterchen zur Straße ist so dicht mit Schnee beworfen, daß nur ein ganz matter Schein des Lichts durch den Schneevorhang dringt. Es schlägt 12 Uhr auf dem Dorfkirchturm, die Töne irren zerrissen in die Sturmnacht hinaus. Im reinlich weiß geünchten, mit gesammeltem Holze mäßig erwärmten Stübchen hängen an der Wand ein Bild des Gekreuzigten und der heiligen Jungfrau. Ein Kindchen liegt in der sauberen Wiege. Es schläft so süß - und es träumt so schön, denn ein sanftes Lächeln gleitet über das rosige Gesichtchen. Es weiß nichts von dem Sturme draußen und den Schrecknissen der Schneenacht in der Eifel. Vor dem Bilde des Gekreuzigten, vor dem Bilde der heiligen Jungfrau knien zwei Frauen, die eine alt und schwach, die andere jung und schön. Sie beten den Rosenkranz. Unaufhaltsam rinnt Träne um Träne über die Wangen der Frauen herab. Mutter und Tochter! Sie weine und beten um Heinrich, den Gatten, den Sohn, des Kindchens Vater. Er ist draußen im Schneesturm. Heilige Jungfrau! Jesus, mein Heiland, erbarmet euch unser! So beten, so klagen die angst-erfüllten Frauen in dem kleinen Häuschen im verschneiten Eifeldorfe. Am frühen Morgen war Heinrich, ein kräftiger junger Mann, über das Gebirge nach der 24 Kilometer entfernt liegenden Stadt gegangen, um dort ein kleines Geschäft zu erledigen. Es handelte sich um die Abwehr eines Verlustes von vielleicht 1 Mark 50 Pfg. Dieser Geldbetrag ist/viel für kleine Leute in der Eifel.

Heinrich kehrt nicht zurück. Die Frauen trösten sich endlich, er sei wegen des Schneesturmes drüben in einem Dorfe bei Verwandten geblieben, um dort das Nachlassen des Sturmes, den Anbruch des Tages abzuwarten. Aber auch am Morgen kommt Heinrich nicht. Weiter tobt der Schneesturm, ungeheure Schneemassen über das Gebirge ablagernd. -

Die kräftigen Männer des Dorfes ziehen in Gruppen aus, den Verlorenen in den Schneegefilden, im Walde, am See und an den Bächen zu suchen. Endlich legt sich der Sturm. Die Sonne blickt freundlich vom blauen Himmel in das Schneeland hernieder. Zehn Tage sind vorüber. Da gewahrt man etwa achtzig Schritte vom Häuschen der verlassenen Frauen einen dunklen Gegenstand in einem Schneehügel. Es ist die Leiche des Armen. Voller Mut, voller Liebe und Treue zu den Seinen ausgezogen, mußte er, so nahe am Ziele, im Schnee sterben. Als er ermüdet zusammensank, als seine Sinne zu schwinden begannen, da hat er gewiß noch einmal der Mutter, der Gattin, des kleinen Engels daheim in der Wiege gedacht. Freundliche, liebeliche Bilder haben gewiß seinen schiedenden Geist umspielt, wohl zu derselben Minute in der Mitternachtsstunde, als sein Kindchen daheim in der Wiege gelächelt. Der geängstigten Mutter war wohl das Lächeln des Kindes ein Hoffungsstrahl, daß der Gatte, der Vater glücklich heimkehren werde. Ja, er ist heimgekehrt, aber dahin, wo es keinen Schmerz, kein Leid mehr gibt. Geduld! — Gattin, Mutter, Kind, ihr geht ihm einst nach zur glücklichen, ewigen Wiedervereinigung in einer besseren Welt! Aber wie lang und schmerzlich noch die Zeit, welche dazwischen liegt, zumal die einzige Stütze der armen Frauen und des Kindes fort ist. Zu dem Leide tritt nun auch der Kummer, die Not der Armen. Sie besitzen nichts als das kleine Häuschen, ein kleines Gärtchen und ein kleines Feld. — Der Dorfkirchhof ist mit hohem Schnee bedeckt, die schlichten Grabkreuze schauen nur mit den Spitzen hervor. Der Weg auf dem Friedhof wird von der Gemeinde von Schnee frei gemacht, ein Grab gegraben. Die Glocken rufen dumpf zum letzten Geleite des Verunglückten. Die ganze Gemeinde steht um die armen Frauen auf dem schneeigen Dorfkirchhof. Alle weinen. Das Grab deckt sich, der Schneesturm beginnt wieder und hüllt alle Gräber in das weiße Leichentuch des Winters. Die armen Frauen sitzen daheim mit dem Kinde. Schmerz und Not drücken sie darnieder. Das Leid hat sie stumpf gemacht. Ihr Alles ruht im Schnee.

Im Dienste des Wortes: Dichter

Mathias Agricus

Der älteste bekannte Dichter unserer Heimat heißt Mathias Agricus. Er wurde 1565 in Wittlich geboren und hieß als Junge Matthias Bauer. Seine Eltern bewohnten ein Häuschen an der Lieser. Ein Freund von ihm blieb zeitweilen der Wittlicher Georg Neander oder Neumann, der freundliche Gastwirt „zum Bock“, der es sogar bis zum Bürgermeister von Wittlich brachte und dessen Söhnen Gerlach, Nikolaus und Johannes Agricus seine erste Dichtung widmete. Wahrscheinlich hat Matthias Bauer, in Wittlich Bauers Theis gerufen, zuerst in Trier studiert. Als Student übersetzte er seinen Namen ins Lateinische: Agricus = Bauer oder Ackersmann. Am 5. Juni 1570 wird er als Student der Jurisprudenz in Köln eingeschrieben; seine Studien im Zivil- und Kirchenrecht schließt er hier 1575 ab. Ein Jahr später finden wir ihn im Kloster Himmerod, und hier verlebte er fortan die meisten Jahre seines Lebens, nicht als Mönch, obgleich er die Priesterweihe empfangen hatte, sondern als Lehrer der jüngeren Mönche und als Dichter und Wissenschaftler. Großen Ruhm erwarb sich Mathias Agricus mit seiner lateinischen Dichtung „Encomium Aurorae“, Lob der Morgenröte, erschienen 1565 bei dem weitherigen Verleger Franz Birk-

mann in Köln. Es ist in neun Gesängen und in beigefügten dreizehn Proskapiteln ein Lehrgedicht über das Sprichwort: Morgenstund hat Gold im Mund. Die Dichtung erschien 1607 schon in der 5. Auflage. Andere Dichtungen heißen in der Übersetzung: Lob der Geduld, Gebetbuch, Leben des hl. Heribert von Köln, Der Haushahn, Trierer Heiligenkalender. In diesem Heiligenbuch besingt er 61 trierische Heiligengestalten, darunter auch Sankt Edeltrudis, die Patronin von Niederöfflingen.

Mathias Agricius wird als sehr bescheidener Mann gelobt. Er war bewandert in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache; er war ein edler Priester und Mensch, ein Freund der Jugend, ein Vorbild an Fleiß und Tugend. 1613 starb er zu Himmerod im Alter von 68 Jahren. Seine selbstverfaßte lateinische Grabinschrift lautet in der Übersetzung:

Wittlich hat mich erzeugt, und himmlische Priester der Muse
gaben Heiliges mir, der durch die Kunst ward bekannt.

Ich hab den Morgen besungen, die Vögel und andere Dinge.
Sind doch, wie Plato sagt, Bücher Spiegel des Geistes.

Erde, gib meinen Gliedern, Himmel, der Seele die Ruhe!
Habe ich ewigen Lohn, Christus, mir das genügt.

Peter Zirbes

Schon einigemal konntet ihr in unseren Lesebogen Gedichte von Peter Zirbes finden, und sicherlich hat schon mancher von euch am alten Zirbes-Häuschen in Niederkaill gestanden, wo dieser Dichter gelebt hat und gestorben ist.

Geboren wurde er am 10. Januar 1825, der Tod holte ihn heim am 24. November 1901, und diese 76 Jahre umspannen ein mühevolleres, bescheidenes Hausierleben, wie es die Niederkailler Steingutändler seit Jahrhunderten gewohnt sind. Oft versuchte er, einen anderen, ertragreicheren Brotberuf zu erringen; doch er mußte mit seiner bescheidenen Schulbildung ein wandernder Händler bleiben, der mit Hotte und Esel über Land zog, und er war schließlich auch zufrieden dabei, weil er ein Dichterherz hatte, das singen mußte, das aus Dornen Blüten und aus bitteren Schlehen süße Früchte zaubern konnte. Nirgends schien ihm die Sonne so warm, blühten ihm die Blumen so bunt wie in seinem Eifel-dörfchen, und so wurde er als Dichter trotz allem ein Rühmer des Lebens, ein zufriedener Mensch.

Er ist der erste eingeborene Eifel-dichter, der diese karge Landschaft besang, der Augen hatte für ihre herbe Schönheit. Besonders aber hat er die bodenständigen Sagen in Strophen und Versen neu geformt, das alte Gold hat er neu geprägt, damit es wieder Volksbesitz werde. Auf dem Friedhof von Landscheid liegt er begraben.

Frühlingsahnen

Was drängt mich doch heute zum Singen?
Das ist ein gar lustiger Tag.
Es tönet ein fröhliches Klängen
Herüber vom rauschenden Hag.

Es wehen die Winde schon leiser,
Die Trübe des Himmels entflieht,
Es quellen die knospenden Reiser,
Blauveilchen im Hagedorn blüht.

Hell singen die Vöglein im Walde:
Der Frühling, der Frühling ist da!
Schon bunter wird Anger und Halde,
Nun weiß ich, wie mir geschah.

Ich hebe das Auge zum Blauen,
Wie die Lerche empor jauchzt mein Herz;
Es fühlt ein kindlich Vertrauen,
Zu danken für Wonne und Schmerz.

Prosa und Poesie

Ich bin ein wandernder Säng'er,
Gebürtig zu Niederkaill,
Und habe nebst Gedichten
Auch Glas und Steingut feil.
Of't, wenn zum Staube nieder
Die Prosa mich gedrückt,
Hat mich die Dichtung wieder
Zum Himmel selig entrückt.

Das eine gewährt mir Freude,
Das andere gibt mir Brot,
Und so beschützen mich beide
Vor äußrer und innerer Not.
Hab so ich das Leben vergessen,
Die Prosa erinnert mich dran,
So kreisen um mich im Wechsel
Die Wirklichkeit und der Wahn.

Es schlingen zur Lebenskette
Sich beide Ring an Ring,
Und dennoch möcht ich wünschen,
Daß es mir besser ging.

Chresdaag Morgen

Ob Chresdaag Morgen wor et kaal
Do sät den Hohn: „Ich ziat e schien
on ziemlich hart gefroren, / mat Fädere sonnergleichen.“
do kriht den Hohn an aaler Freh:
Do sät de Geeß: „Ich giev em Melch;
„Den Heiland as geboren!“ Sant Jusep soll mich streichen!“ —

Do billt den Hond: „Wuwu, wuwu,
wo as en dann se fannen?“
Do blätzt de Geeß: „Zo Bädleheem!“
Wells dau an Send on Overstand
on bleiwt net langer hannen.
On wat geß dau, o Menschekand,
deim Gott as treiem Herzen?
Wells dau an Send on Overstand
dei Sielenheel verscherzen?

Den Hond, dä sät: „Ich lofen dor,
on wär et honnert Stonnen,
on leckt em sein kal Feßjer worm,
wann ich en hätt' gefonnen.“
Dau brauchts net iwer Land on Meer
no Bädleheem se ränen;
den Heiland fendst de iweral,
wann dau e wells erkänen.

Die letzte Strophe

(Kurz vor seinem Tode mit unsicheren Zügen niedergeschrieben)

Und sollen wir in dieser Nacht
Vielleicht vom Leben scheiden,
Wir jubelen auf: Es ist vollbracht!
Nun enden Kampf und Leiden!
Wir fürchten weder Tod noch Grab,
Der Geist streift seine Fesseln ab,
Geht ein zu ewgen Freuden!

Josef Feiten

Den Dichter Josef Feiten haben die Älteren unter euch vielleicht schon gesehen, denn er hat als Oberregierungs- und Schulrat von 1945 bis 1952 an maßgebender Stelle mitgeholfen, das Schulwesen des Regierungsbezirks Trier nach dem 2. Weltkrieg wieder aufzubauen, und in diesen sieben Jahren hat er viele Schulen und Klassen besucht. Vorher hatte er als Studienrat, als Dr. phil., in Bernkastel-Kues und Essen an der höheren Schule unterrichtet. Heute lebt er zu Trier im Ruhestand. — Im alten Schulhaus zu Hetzerath hat er am 14. Dezember 1888 als Sohn des Hauptlehrers Feiten das Licht der Welt erblickt. Seine Jugendjahre verlebte er in Hetzerath, und diese Dorfjungenjahre in ihrer Verbundenheit mit der Natur, mit dem Bauernleben, mit dem Volkstum, mit der Mundart haben dem künftigen Dichter den Acker vorgepflügt. Nie hat er die Verbindung mit den echten Kräften der Bauernerde und der Heimat verloren, und was er schrieb und sang und dichtete, sind immer reife Früchte unseres Heimatgartens. Alle seine Bücher und Schriften offenbaren seine Liebe zu den Schönheiten und den gesunden Erscheinungen des Dorflebens und des Bauerntums. Einige Bücher von ihm sollen genannt werden: Ein Weg der Liebe, Gedichte. Am Aufbau der Zeit. Bunte Fracht. Cusanus und Eberhard, ein Spiel. Die Moselsage, Roman. Der goldene Teller. Hämfaohrt. Ons Muselland (Sammelband von Mundart-Dichtungen in Verbindung mit Hermann Spoo).

Dichter wollen gelesen werden, und wer die Dichtungen von Josef Feiten liest, ist gefangen von seinem reichen Gemüt, von seiner herzhaften Frömmigkeit, von seinem kindlichen Frohsinn, von der Echtheit seines Erlebens, von der Urwüchsigkeit seiner Sprache. Unser ganzes Volkstum ist in ihnen enthalten und gestaltet. Josef Feiten ist ein wesentlicher Mensch unserer Tage, der mit beiden Füßen in unserer alten Kultur, in unserm Boden, in unserer Sitte steht. Er ist ein weise lächelnder Lebensbezwinger, für den alles auf dieser buckligen Welt zum Loblied Gottes wird.

Den häwewen Häjter Boor

Wat haut so un ent äng matenaner zijht
oous änem Durf an äner Härd op äm Gebij.
Gott wäß, wij dat em Laof der Zeit zesaomegung
ous aalen ale Velkern un dä Velkere jung.

Die Schwarz un Braune schwemmen haut wij op er Wää!
von hellen Dejtschen, dij nouu stäht op eser Stää!
Se hän et Remerreech zerbraoch un meh un meh
sich festgesaat a jedem Daal, op jeder Heh.

De ganze Bann hei waor bal Wald, wo Häzert lejt,
dat Durf hä Hinzerat gehäsch an aler Zeijt.
Dao haat e blonde Maan, en Hinz, es Daal gefonn
un hä mat Hand un Fouß dat Land fer seich gewonn
on hä de Bäm matsamt de Wurzeln oousgeraß
un hä sein Hoous hei aogeplanzet, sei Blout, sein Raß,
un hät sei Kur hei oousgeset, sei Vjeh gehout,
un haat mat Fraau un Kannere kerngesunne Mout.

Se hän sich immer nelle Mout un Kraaft getrunk
aom härwe Boor, dän hell hei oous em Bodem sprunk,
un dän naach haut so aom Drejstraßenecke springt
un Daag un Naocht hei zweschen Hof un Heisere singt.

De Mädcher kommen här un fellen aon der Zuut
her Ämere schwir un klaor. Dack beckt en duschdig Schnuut
sich änfach aon dat Ruhr un trinkt dä staorke Straohl,
dat him den Aotem bal vergäht aom reiche Maohl.

Wän hät net hei als Kand sich pudelnaaß gespillt,
als Jung sein Aau net op dij Mädcher hei gezillt!
Un immer sa nach Waßer irwig, mat Geplump,
Gedejch, Gewaal erfellt et naach dä lange Kump,
fer aal dat Vjeh, dat seich hei morgens, aowends jeht
un seift, mat lange Selle kooikt, un nachemaol seift.
De Leit, dij herer waorden, träafe sich hei och
un rede von der letzder, non der nechster Woch.

Wän hät net hei scho Vjeh gehout un och de Leit
gefraagt, beroaden un et Wäder prowezej!
Ejch prowezeien hei, dat naach gout Wäder bleiwt,
solang ze Häzert naach dat härew Waßer treiwt.

Kräuterweihe

Und morgen ist
Mariä Himmelfahrt,
vergeßt den Krautwisch nicht!
Daß ihr es wißt,
es wird kein Halm gespart,
damit der Segen nicht gebricht;
die Frucht zumal,
— wir hätten schlechten Dank —
die Ernte sei geweiht;
der Blumen Zahl
für jeden, der da krank;
es wächst manch Kraut für manches Leid.

Wenn ehren wir
Mariens Himmelsthron,
wir rühren an das Heil,
der Erde Zier
wird uns durch ihren Sohn
als Gottes Kraft und Saft zuteil.

Vergeßt nicht Weizen, Hafer, Gerste, Korn,
denk an die Traube, Zwiebel, Hagedorn,
brecht Wermut, Lein, Salbei und Thymian,
und alles, was ihr wißt von Lang-getan!
Und bindet alle, Feld und Wald und Heide
zur Kräuterweihe mit der jungen Weide!

Neues Eifellied von Josef Feiten Melodie von M.J. Mehs.

O Eifelland, o ein-sam Land, wie reich bist du an Segen! Dem
 Him-mel nah, aus er-ster Hand emp-fängst du Sonn' und Re-gen.

Die Scholle ist von Steinen rauh,
 der Sturm braust über Wälder,
 zuletzt stehn doch im Morgentau
 von Ernte schwer die Felder.

So hast du Milch und Brot genug
 für deine Kinder wieder,
 und Seelenkraft, die ihnen trug
 die Vätersitte wieder.

Der Krieg schlug wohl der Wunden viel
 den Häusern und den Herzen,
 doch leise läßt des Friedensspiel
 die bange Not verschmerzen.

Die Dörfer decken Dach um Dach,
 und Kirchtürme sprießen,
 die Wände ringsher allgemach
 mit neuem Weiß dich grünen.

O Eifelland, du gutes Land,
 Gott laß es dir gedeihen,
 auf herbem Grund, am Himmels rand
 dich dieses Lebens freuen!

Kennst du deine Heimat?

Dann wußtet du, daß die kunstvollen Gegenstände auf dem Bild des zehnten Heftes in Niersbach hergestellt werden.

Wer erblickte in diesem Hause das Licht der Welt? Nenne ihn mir!

Dieses Heft wurde bearbeitet von Peter Kremer, Bernkastel. Das Titelbild zeichnete Hans Scherl, Wittlich, nach dem Bildnis auf der Grabstätte (in der Kirche „St. Petri in Ketten“ in Rom).

Dankenswerterweise stellten Klischees zur Verfügung: Kloster Himmerod (Seite 164, 166 u. 167), Amt Bausendorf (Seite 170), Verkehrsamt Wittlich (Seite 172).

Druck: Fr. Wilh. Knopp, Wittlich/Rhld.

LAND ZWISCHEN MOSEL UND MAAREN



Herausgegeben von Schulrat Schaefer, Wittlich, und Peter Kremer, Bernkastel, unter Mitwirkung der Lehrerschaft des Kreises Wittlich

Heft 12: „Geschichtliche Heimat“
 (1. Teil)



Geschichtliche Heimat

Schon manches Heft hat euch von der Geschichte unserer Heimat erzählt, von Rittern und Mönchen, von Burgen und vergangenen Berufen, von berühmten Männern, die selbst Geschichte machten, und vom vielseitigen Leben der Vorfahren. Diesmal aber wollen die Herausgeber die Geschichte unseres Kreises in eine zeitliche Ordnung bringen, damit ihr in diesen beiden Lesebogen das geschichtliche Werden der Heimat von der Vorzeit bis in die Gegenwart kennen und verstehen lernt und euer Geschichtsunterricht so durch Einzelbilder belebt wird.

Wir besitzen eine Heimat mit reicher Geschichte. Lückenlos läßt sich auf unserem Boden die Entwicklung unseres Volkes ablesen und deuten. Das ist schön und wertvoll für uns; denn ein geschichtsloser Mensch ist wie ein Baum ohne Wurzeln und muß seelisch verdorren. Jeder Pfad, jeder behauene Stein, jede Handschrift, jeder bebauete Acker und Weinberg ist ein ehrfürchtiges Werk der Geschichte, und auf seine Geschichte muß jeder Volksstamm stolz sein; denn es sind die Taten und die Hinterlassenschaft seiner Ahnen. Die Heimat kann nur der erfassen und verstehen, der um ihre Vergangenheit weiß und sie liebt als Ausdruck des Wesens aller Vorfahren.

Außerdem ist die Geschichte eine wichtige Lehrmeisterin für die Gegenwart; denn nur die Schöpfungen werden Bestand haben, die anknüpfen an die guten Leistungen der Alten und sie fortführen im Geiste unserer Zeit. Und vor manchem Irrtum kann die Kenntnis der Geschichte bewahren. Das hat der Dichter von „Dreizehnlinden“ gemeint mit den Versen:

Und da sich die neuen Tage
Aus dem Schutt der alten bauen,
Kann ein ungetrübtes Auge
Rückwärts blickend - vorwärts schauen.

In diesem Sinne, ihr Mädchen und Jungen, stuickt recht fleißig die interessante und lehrreiche Heimatgeschichte!

Aus grauer Vorzeit

Geheimnisvolles Dunkel liegt über der frühesten Geschichte unserer Heimat. Vorgeschichte nennt man diesen Zeitabschnitt und bezeichnet damit die Jahrtausende, über die es keinerlei schriftliche Überlieferungen gibt. Die langen Zeiträume der Vorgeschichte sind in die Steinzeit (bis etwa 2000 vor Chr.), die Bronzezeit (bis etwa 1000 vor Chr.) und die dann folgende Eisenzeit gegliedert. Wir wissen aber schon manches über den ältesten Abschnitt unserer heimischen Geschichte. Woher stammen unsere Kenntnisse? Das „Geschichtsbuch“ ist der Boden, die „Urkunden“ sind die mannigfachen Funde.

Steinzeit

Sehr viele Funde in unserer Heimat stammen aus dem ältesten Zeitabschnitt, der Steinzeit. Nur einige kann ich hier nennen: Bei Oberkail wurde ein steinzeitlicher Werkplatz gefunden mit zahlreichen Feuersteingeräten und Abspalten (Abfall). Hunderte von Steinbeilen sind in unserem Kreise geborgen worden. Die Schule Spangdahlem hat vor längerer Zeit unter Anleitung ihres Lehrers 22 besonders gute Steinbeile ins Trierer Museum geliefert. Bei Bergweiler fand man eine große steinzeitliche Pflugschar aus Quarzit. Was mag der heimische Boden uns noch verborgen halten? Geht mit offenen Augen durch eure Ge-

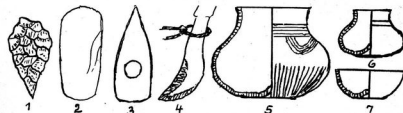
markung! Vielleicht werdet auch ihr eines Tages der glückliche Finder einer aufschlußreichen „Urkunde“. So hat kürzlich ein Junge aus einem Hunsrückort beim Viehhüten ein Steinbeil gefunden, das über 4000 Jahre alt ist.

Bronzezeit

Aus der Bronzezeit sind in unserer Heimat fast keine Funde festzustellen. In ihr bestanden die Waffen und Werkzeuge aus einer Mischung von Kupfer und Zinn. Von ihrer Kultur ist unsere Heimat wenig berührt worden. Es wird sogar vermutet, daß die Bewohner damals vertrieben worden oder freiwillig abgezogen waren.

Eisenzeit

Sehr bedeutende vorgeschichtliche Funde aus der Eisenzeit sind bei Laufeld und in seiner Umgebung (Wallscheid) gemacht worden. Bei Laufeld barg der Boden ein Gräberfeld mit 28 Gräbern. Diese enthielten große Gefäße, Urnen, Becher und Schalen, zum Teil umverehrt, z. T. als Scherben. In den Gefäßen waren teilweise Asche und Knochenreste enthalten. In der Regel fand man ein großes Gefäß und darin eine Urne, einen Kugelbecher und eine Schale. Alle Gefäße waren aus Ton gebrannt. Die Form erscheint einfach, aber praktisch, „ansprechend und gefällig“. Die Forscher sprechen von einer „Laufelder Kultur“ und meinen damit die Zeit, aus der die Laufelder Funde stammen. Der Beginn dieser Zeit wird um 800 v. Chr. angenommen.



Vorgeschichtliche Funde in unserer Heimat.

1 - 3: Steinbeile, roh und geschliffen; 4: Pflugschar; 5 - 7: Urne, Kugelbecher und Schale aus Gräberfunden bei Laufeld

Hinzuweisen ist weiterhin auf die alten Höhenwege. Sie führten durch unsere Heimat zur Mosel, auf den Hunsrück und nach dem Süden. Einer dieser Wege stammt bestimmt noch aus der vorgeschichtlichen Zeit. Er führte durch die Gemarkungen der heutigen Orte Eckfeld, Laufeld, Gipperath, Plein, Wittlich, Klausen nach Neumagen. Bis in unsere Zeit wird diese Verbindung von Norden nach Süden z. T. als herkömmlicher „Wallfahrtsweg“ benutzt.

Schon in der Vorzeit wurde der heimische Boden urbar gemacht und bebaut. Die damaligen Bewohner unserer Heimat waren Bauern, Jäger und Viehzüchter. Unsere Kultur ist also uralte.

Aus der keltischen Zeit

Von den Kelten

Die ersten Bewohner unserer Heimat, über die wir etwas Genaueres sagen können, waren die Kelten, ein indogermanisches Volk. Als schriftliche Quelle ist in diesem Zusammenhang der Bericht Julius Cäsars zu erwähnen. Der römische Statthalter unterwarf die Kelten.

Das keltische Volk war stark und verhältnismäßig zahlreich, die Männer waren groß, kräftig und geschmeidig. Auch über die Kleidung und Bewaffnung sind wir unterrichtet. Die Männer trugen einen Leibrock, eine enge Hose mit Ledergürtel, Schuhe aus Leder oder Stoff und einen Wollmantel. Die Kelten, als gute Reiter bekannt, trieben Ackerbau und Viehzucht. Beides stand in Blüte. Die keltischen Bauern wohnten in Einzelhöfen und auch schon in Dörfern. Die Einzelhöfe lagen inmitten des dazugehörigen Ackerlandes. Vielfach umgab ein Zaun die Höfe.

Die keltischen Priester hießen Druiden. Sie besaßen ein sehr hohes Ansehen und brachten an heiligen Orten Opfer dar.

Die Kelten vermischten sich mit den ihnen verwandten Germanen. So entstand das Volk der Treverer.

Die Kelten in unserer Heimat

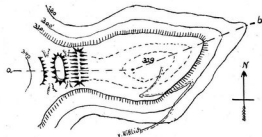
Wenn die Kelten unsere Heimat besiedelten, läßt sich nicht genau sagen. Bestimmt waren sie in den letzten Jahrhunderten vor Christus in unserem Gebiet sesshaft. Zeugen aus keltischer Zeit sind die Fluchtburgen, von denen eine besonders beschrieben wird. In der Eifel fand man Gräber keltischen Ursprungs. In diesen lagen die Toten unverbrannt, während die den Kelten folgenden Römer und Germanen ihre Toten verbrannten.

Die Ortsnamen Kröv, Groß- und Minderlittgen, Ürzig und Wittlich sind keltisch. Kröv hieß früher Croviacum, Crovia; Groß- bezw. Minderlittgen Lutiacum; Ürzig Urtiacum, Ursiacus; Wittlich Vitelliacum.

Auch die Dorfnamen Bombogen, Altrich, Kövenig und Rivenich sind keltischen Ursprungs. Von unsern Gewässern tragen Mosel, Salm, Lieser und Ueß keltische Namen, und der Berg „Kalmont“ im Liesertal hieß auch schon bei den Kelten so.

Eine keltische Fluchtburg

An die Kelten erinnern uns insbesondere ihre Fluchtburgen. Hier soll die Befestigung auf dem „Burgberg“ bei Wittlich, auch „Tempelkopf“ genannt, beschrieben werden. Die Wehranlage ist zwar bedeutend kleiner als etwa die „Burscheider Mauer“ bei Landscheid. Aber es war möglich, die Fliehbürg bei Wittlich zu veranschaulichen. Vieles läßt sich aus der Skizze ablesen.



Blick auf die Befestigungsanlage des Burgberges bei Wittlich (Tempelkopf)

Die Lieser bildet am „Tempelkopf“ einen spitzen Winkel. Der hohe Bergvorsprung ragt in den Fluß hinein. An drei Seiten befinden sich steile Abhänge, die Höhe ist deshalb fast unzugänglich. Der „Burgplatz“ ist nur 15 m breit und etwa 60 m lang. An der Westseite kann die Höhe leicht erreicht werden. Deshalb mußte dort die Befestigung angelegt werden. An einer schmalen Stelle befanden sich zwei hohe Wälle aus Erde und Steinen, und vor jedem Wall war ein Graben. („Burscheider

Mauer“: Wall z. T. noch jetzt 4—5 m breit und 2—3 m hoch; Graben bis 3 m tief und 5 m breit). Die Wälle lagen etwa 20 m auseinander, und die Gräben führten noch ein Stück in die Hänge hinab. Diese sind durch Pfahlwerke und andere Hindernisse befestigt gewesen.

Die „Burg“, die immer eine Quelle haben mußte, war eine Zufluchts- und Verteidigungsstätte bei drohender Gefahr. Oft auch diente sie, wie der Name noch sagt, als Tempelplatz, als Kultstätte einer einheimischen Gottheit. So ein „Tempelkopf“ war dann der Wallfahrtsort unserer heidnischen Vorfahren.

Aus der römischen Zeit

Unsere Heimat wird römisch

Im Jahre 58 v. Chr. fand bei Mülhausen (Elsaß) eine auch für uns entscheidende Schlacht statt. Der große römische Feldherr und Statthalter Galliens, Julius Cäsar, schlug die Germanen unter dem Sueben-König Ariovist. Cäsar drang bis an den Rhein vor und eroberte auch unsere Heimat. Über das Maifeld rückten seine Legionen in das Neuwieder Becken ein. Fast 500 Jahre dauerte die römische Herrschaft. Das ist etwa ein Viertel unserer zweitausendjährigen Heimatgeschichte. Da ist es selbstverständlich, daß es fast keinen Ort im Kreise ohne römische Spuren gibt.

Funde aus der Römerzeit

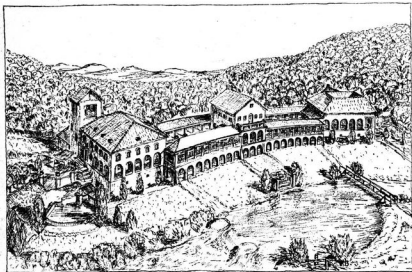
Sehr zahlreich sind die mannigfachen Funde aus der jahrhundertlangen römischen Zeit. Sie können nur teilweise aufgeführt werden. Ein bemerkenswertes Bauwerk ist die „Langmauer“ („Landmauer“), die den äußersten Westen unseres Kreises berührte und z. T. durchschnitten (Binsfeld, Spangdahlem, Oberkail). Die gewaltige Mauer war etwa 2 m hoch und gegen 70-80 cm breit. Der Bering, rund 72 km lang, umschloß einen Raum von etwa 220 qkm. Der Langmauerbezirk war eine kaiserliche Domäne (Gestüt?) aus der spätrömischen Zeit. Über die Römerstraßen berichtet ein besonderer Abschnitt. Reste von Villen wurden gefunden bei Wittlich, am Fuße des Mosenberges (die „Villa von Manderscheid“ genannt), bei Dierfeld, Wallscheid, Spangdahlem und Hetzerath. Die Luxusvilla bei Wittlich wird ausführlicher beschrieben. Bei Spangdahlem stand eine große Villa, mehr als 100 m lang und mit einer Säulenhallenfront ausgestattet. Reste von römischen Siedlungen (Mauerreste u. a.) fand man bei etwa 50 Orten unseres Kreises. Die Funde verteilen sich auf den ganzen Kreis. Tempelplätze wurden bei Burg, Niersbach, Pantenburg und Seinsfeld festgestellt. Gräberfelder, Grabhügel, Urnen u. ä. sind häufig gefunden worden, (z. B. bei Bettenfeld, Krames, Eckfeld, Kinderbeuern, Niederscheidweiler, Salmrohr, Wallscheid). Münzen fand man bei Bausendorf, Bombogen, Krames, Kröv, (Goldmünze Constantins I.) und Minderlittgen-Fingerringe werden erwähnt bei Bausendorf, Springiersbach und Wittlich. Der Ring aus Springiersbach wird als „schöner goldener Fingerring in durchbrochener Arbeit, zwei Löwen zu Seiten einer Urne und mit Inschrift am Reif“ beschrieben. Einer von den bei Wittlich gefundenen goldenen Fingerringen ist jetzt im Britischen Museum in London.

Eine Ziegelei war bei Dreis, eine Töpferei bei Binsfeld. Römische Ziegel- und Topfscherben sind zahlreich.

Zum Schluß seien noch einige Flurnamen angeführt, die an die Römer erinnern. „Römerhöchst“ — Eckfeld, „Römersträßenchen“ — Rivenich, „Tumen“ - Niederscheidweiler (Tumulus = Grabhügel).

Römische Namen tragen die Orte: Bengel, Karl, Ferres, Monzel, Öfflingen, Piesport, Plein, Reil und Spang. Von den Römern lernten unsere Anhen den festen Hausbau, wie die Wörter Mauer, Keller, Speicher, Kammer, Ziegel usw. beweisen und auch viele Bezeichnungen der Winzersprache (Wein, Winzer, Kelter, Kelch, Term, Liel, Pfahl, Presse, glinnen, Flasche, Kanne, Becher u. a.) sind römisches Erbe.

Die römische Villa bei Wittlich



(Gezeichnet nach einer Rekonstruktion von Cl. Mehs)

Hier seht ihr eine sehr gute, anschauliche Wiedergabe der römischen Villa bei Wittlich. In Büchern wird sie als „Prachtbau, Luxusbau, schloßartiger Bau“ bezeichnet. Nach dem Heimatforscher M. J. Mehs war die Villa die größte ihrer Art diesseits der Alpen. Die Front mit ihrer prächtigen Säulenhalle hatte eine Länge von 130 m und paßte sich der Flußbiegung an. Der Mittelbau enthielt einen großen Prunksaal (12,5 m x 13,5 m). Selbstverständlich besaß die Villa alle Annehmlichkeiten der damaligen Zeit. Der Nordflügel war mit einem vornehmen Bad und der Südfügel mit heizbaren Wohngemächern ausgestattet. Die Villa ist nach römischem Muster, wohl auch durch römische Baukünstler, errichtet worden.

Wem mag das großartige Bauwerk gehört haben? Das konnte nur ein sehr reicher Römer sein. (Man vermutet einen namhaften römischen Ziegeleibesitzer oder einen Großgrundbesitzer).

Warum ist die Villa gerade an der Stelle errichtet worden? Denkt einmal darüber nach! (Lage, Wald, fischreicher Fluß usw.) Hier ist noch auf folgendes hinzuweisen: Eine alte römische Nebenstraße führte an dem Prunkbau vorbei. Sie bildete die Anfahrt zur Villa und die Zufahrt zu dem Orte Vitelliacum.

Römerstraßen in unserer Heimat

Durch den südlichen und östlichen Teil unseres Kreises führte die bedeutende „Heerstraße“ Trier—Andernach (Neuwieder Becken). Sie

war eine der Verbindungen der Kaiserstadt Trier mit dem wichtigen Rheinstrom. Andere große Römerstraßen verbanden Trier mit Köln, Mainz, Metz und Reims. Die Straße Trier—Andernach verlief über Ehrang — Quint — Heterath — Pohlbach — Wahlholz — Olkenbach — Wispelt — Hontheim — Lutzerath — Mayen. Eine Abzweigung verband Mayen mit Koblenz. Die Straße war so stark gebaut, daß sie trotz ihres hohen Alters teilweise noch erhalten ist und weiterhin benutzt wird. Auffallend ist die oft schnurgerade Richtung. Bei der Anlage der Heerstraße wurde hochgelegenes Gelände bevorzugt. Dadurch erreichte man, daß der Weg trocken blieb. Weiterhin waren ein freier Rundblick und eine leichtere Verteidigung möglich. Die Breite der Straße wird mit 3,50 m angenommen. An den Römerstraßen lagen in einer Entfernung von etwa einer Tagereise Rastorte für die Reisenden mit Unterkunftshäusern, Scheunen und Ställen. Zwischen zwei Rastorten gab es 6-8 Stationen zum Auswechsellern der Gespanne (Pferde, Maultiere, Esel). Die Verbindungen dienten in erster Linie militärischen Zwecken, aber auch dem Handel und Verkehr. Römische Soldaten mit ihrem Troß, römische Kaufleute mit Wagen und Pferden oder Saumtieren und römische Beamte belebten die Heerstraße. Von der großen Römerstraße zweigten Nebenstraßen ab. Einige seien genannt: Eine römische Nebenstraße war die Verbindung Wahlholz — Rothmühle — Wittlich — Minderlittgen — Großlittgen — Hillesheim. In Hillesheim erreichte sie die außerordentlich wichtige Heerstraße Trier — Köln. Eine weitere Abzweigung von der Straße Trier — Andernach führte nordöstlich vom Bahnhof Wengerohr über die Höhen nördlich von Urzig zur Mosel.

Aus der fränkischen Zeit

Die Franken erobern die Heimat

Nach etwa 500 Jahren beendeten Germanen die Römerherrschaft im Rheinland. Schon früh rannten germanische Scharen gegen die römische Grenze an, überschritten sie an einzelnen Stellen und siedelten in den eroberten Gebieten. Schließlich blieben die gesunden, kampfmütigen und rasch entschlossenen Germanen Sieger. Unsere Heimat wurde von den Franken erobert. Die Franken waren ein edles Bauern- und Kriegervolk, das neue Wohnsitze suchte. Um 460 geriet Trier endgültig in ihre Gewalt. Die Eroberer unterwarfen die eingesessene Bevölkerung. Das Land verteilten sie unter sich. Nun war an Stelle der römischen die fränkische Herrschaft getreten. Der merowingische König Chlodwig (um 500) schuf ein großes Frankenreich.

Unsere Heimat in fränkischer Zeit

Über die früheste fränkische Zeit sind wir nicht so gut unterrichtet wie über die römische. Erst etwa vom 7. Jahrh. an läßt sich ein genaueres Bild gewinnen. Funde aus der fränkischen Zeit wurden in unserem Kreis bis heute festgestellt u. a. in Kröv, Eckfeld, Pantenburg, Spangdahlem und Wittlich. 1910 wurde in einem Weinberg zwischen Wittlich und dem Tempelkopf eine bronzene Gürtelschnalle gefunden. Die Franken teilten ihr Land in Gaue ein. Die Grenzen der Gaue lassen sich nicht genau nachweisen. Unsere Heimat lag größtenteils im Bidgau. Der Name stammt von dem römischen „Beda vicus“, dem heutigen Bitburg. An der Spitze eines Gaus stand der Gaugraf. Er wurde vom König ernannt. Der Graf verwaltete im Namen des Königs das Gebiet, ernannte den Landfrieden erhalten und Steuern und Abgaben erheben. Er sprach Recht und hatte im Falle eines Krieges die wehrhaften Männer, den Heerbann, aufzurufen und anzuführen.

Dem Gau grafen unterstanden die Zent grafen, die über eine Hundertschaft gesetzt waren. Das Hundertschaftsgebiet hieß Mark. Die Hundertschaft wurde in Dorfmarken gegliedert.

Fränkische Ortsnamen

In der fränkischen Zeit fand eine weitere Besiedelung und Urbarmachung unserer Heimat statt. Viele Ortsnamen des Kreises sind fränkischen Ursprungs. Die Gründung der Dörfer läßt sich zeitlich festlegen. Ihre Namen lassen aber ungefähre Rückschlüsse auf die Gründungszeit zu.

Die frühe fränkische Besiedelung ist zu erkennen an den -heim-Namen. In den frühen Siedlungsabschnitt gehören auch die Ortsnamen auf -ingen. Andere fränkische Ortsnamen enden auf -weiler, -feld, -bach, -dorf, -rath, (-roth, -rod) und -scheid. Die Dörfer auf -weiler sind in ehemaliges Waldgebiet gebettet. Auch Esch ist ein altfränkisches Wort.

Die Anfänge des Christentums in unserer Heimat

Der verdienstvolle verstorbene Heimatforscher Dechant Brückmann, Niederöfflingen, hat Licht in das Dunkel der Anfänge des Christentums bei uns gebracht. Reisende römische Kaufleute, Gewerbetreibende, Soldaten und Sklaven waren wohl die ersten Kündler der frohen Botschaft. In Trier und Umgebung hatte das Christentum schon verhältnismäßig früh festen Fuß gefaßt. Von hier aus erfolgte die Verbreitung der neuen Lehre entlang den Heerstraßen und Flüssen. Wir dürfen annehmen, daß in unseren Mosellorten schon zur Römerzeit Christen lebten. In Aldegund a. d. Mosel, nicht weit von unserer Kreisgrenze entfernt, ist das früheste christliche Grab an der Mittelmösel gefunden worden. (Zeit: zwischen 300 und 320) Die abgelegenen Gebiete aber waren noch lange heidnisch geblieben. Für die Christianisierung unserer Heimat hatte der Bischof Willibrord mit seinen Gefährten und dem Kloster Echternach größte Bedeutung. Die hl. Irmina übertrug das Kloster dem hl. Willibrord, damit die Stiftung „ein Rückhalt und eine Zufluchtsstätte sein sollte für die Glaubensboten und eine Bildungsschule für neue Missionare.“ Daß die Echternacher Mönche in unserem Kreise im 8. Jahrh. tätig waren, ist urkundlich belegt. Hingewiesen wird auf große Schenkungen an die Abtei Echternach. Sehr wichtig ist dabei eine Urkunde Karls des Großen. Darin bestätigt er als Schenkung seines Bruders Karlmann an Echternach die Dörfer „Dreise“ am Flusse „Salmana“ und „Officinus“ an der Lieser (Niederöfflingen) mit allem Zubehör. Die Voraussetzung für eine solche Schenkung aber war die Wirksamkeit der Mönche von Echternach in den genannten Orten. Hatten die Missionare neue Kirchen und Kapellen errichtet, so erhielten diese mit Vorliebe den hl. Willibrord als Schutzpatron. Die Kirche von Laufeld, die älteste und früher bedeutendste in ihrem Gebiet, ist dem hl. Willibrord geweiht. Um 800 war die Christianisierung unserer Heimat vollendet.

Von Klöstern und Mönchen

Wie das Kloster Himmerod gegründet wurde

Der Erzbischof Albero von Trier bat seinen Studienfreund, den Abt Bernhard von Clairvaux, im Bistum Trier ein Zisterzienserkloster zu gründen. Der hl. Bernhard kam dem Wunsche gerne nach. Er entsandte den Abt Randulph mit 12 weiteren Zisterziensern nach Trier. Die Mön-

che fanden ihre endgültige Wirkungsstätte im Salmthal, an der Stelle, wo heute noch das Kloster Himmerod steht. Wie es damals in diesem Tale aussah, beschreibt eine Geschichte des Klosters: „Nach Rodung der undurchdringlichen Wälder und Beseitigung der Dornsträucher und des Gestrüpps erbauten die Gottesmänner zwar einfache, aber für das Mönchsleben entsprechende Holzgebäude.“ Getreu dem Grundsatz: „Bete und arbeite!“ verwandelten die Zisterzienser in mühseliger Arbeit die Wildnis im Salmthal in fruchtbares Land.

Rufstieg und Blütezeit des Klosters

Als persönliche Gründung des hl. Bernhard wurde Himmerod bald berühmt. Rasch wuchs die Klosterfamilie. Deshalb mußte an einen endgültigen steinernen Klosterbau gedacht werden. Schon 1178 konnte die etwa 75 m lange Klosterkirche eingeweiht werden. Über die Zahl der Klosterinsassen wissen wir genaueren Bescheid. Im Jahre 1224 bestimmte das Mutterkloster Clairvaux die Höchstzahl mit 60 Mönchen und 200 Brüdern. So war innerhalb einer kurzen Zeit eines der mächtigsten Klöster Kurtriens entstanden. Der wirtschaftliche Aufstieg der Abtei zeigt sich in folgenden Zahlen: Um 1200 besaß das Kloster 10 große Höfe. Im Kreise Wittlich lagen die Höfe Altenhof, Haardt, Vails (bei Wittlich), Rodenbusch (bei Manderscheid), Gelsdorf und Mühlbach. Zur Blütezeit hatte das Kloster in rund 30 Orten des Kreises Besitz. Durch Schenkungen und Kauf kam das umfangreiche Klostergut zustande.

Klosterleben in Himmerod um das Jahr 1200

Wie der Himmeroder Mönch arbeitete

Die rechte Verbindung von Gebet und Arbeit, wie sie der große Ordensstifter Benedikt forderte, ist in Himmerod Wirklichkeit. Den Klosterbruder, der betend der Arbeit vergaß, mahnt der Meister: „Gewisse Stunden, Bruder, sind dem Gebet, andere der Arbeit bestimmt.“ Daß in Himmerod Arbeit geleistet wurde, davon zeugen die Höfe, die von den fleißigen, unermüdeten Brüdern angelegt und ausgebaut wurden. Manch schöner Erfolg war Himmerod in der Ödlandkultur beschieden, an der Entwicklung des Weinbaues in manchem Moselort mit klangvollem Namen hat die Abtei nicht geringen Anteil. Der Klosterhandel führte ihre Insassen bis weit hinein ins heutige Frankreich und nach Holland. Himmerod war eine Wirtschaftsmacht geworden, nicht zuletzt durch den eisernen Fleiß der Mönche und Brüder, denen keine Mühe zu groß, keine Arbeit zu schwer, keine Reise zu beschwerlich war im Dienste Gottes und des Ordens. Wir kennen die Zisterzienser als unermüdete Kolonisatoren des deutschen Ostens. Was die Himmeroder Ordensgenossen in Kleinarbeit für die wirtschaftliche Entwicklung gewisser Eifelgegenden geleistet haben, verdient nicht geringes Lob.

Schweigend, wie sie gekommen, verläßt die Klostergemeinde früh morgens das Gotteshaus. Wir folgen ihr durch den Kreuzgang hinein ins Refektorium (Speisesaal) zum kargen Morgenmahl. Schnell ist es verzehret, die Arbeit wartet. Für alle gilt die Arbeitspflicht, der Abt sogar ist nicht ausgenommen. Da stehen die ersten Gestalten vor dem Kapitelsaale, mit Äxten, Hacken, Schaufeln ausgerüstet. Der Prior gibt das Zeichen mit dem „Klapperbrett“, und alle folgen ihm hinaus. Der Prior weist die Arbeit an, ohne Zaudern fügen sich Mönch und Bruder. Schweigend schaffen sie und um so eifriger. Im weiten Klostergarten pflanzen sie den Kohl in Reihen, dort an der Salm entlisten sie dem

Wasser wohlgeschmeckende Fische, bestimmt, die Fleischkost zu ersetzen. Mit Roden ist ein dritter Trupp beschäftigt. Entblößt werden die Wurzeln der jungfräulichen Rieseneichen; scharfe Hiebe fallen, von kundigen Händen wird die Axt geführt — anstatt des wuchtigen Ritter-schwertes. Baum auf Baum sinkt hin, frei wird der Boden; zum künftigen „Neuhof“ wird der Grund gelegt. Heiß brennt die Sonne, Ruhe gibt es nicht. Der Prior ruft. Schnell sammelt sich die Schar, und niemand fragt warum. Gehorsam folgen sie in raschem Schritt, es gilt, die wetterbedrohte Ernte noch zu bergen. Des Klosters Kranke selber müssen mit Hundert flinke Hände regen sich, rasch geht die Arbeit vorstatten, der letzte Wagen fährt durchs Portal des Klosterhofes, der Grangia. Die Ernte ist geborgen. In der weiten Halle des Hofes — er ist ein Kloster in kleinem Maß, rings umgeben von starker Umzäunung — suchen und finden die Klosterbrüder Schutz vor dem Unwetter, das soeben sich entlud. In der kleinen Kapelle vergessen sie des Dankes nicht, frommen Wundergeschichten, die der Hofmeister erzählt, lauschen sie in tiefem Glauben.

Karl Wilkes

Nächstenliebe in Himmerod

Echte Religion wirkt sich aus in guten Werken. Christliche Caritas ist in allen Klöstern heimisch gewesen, und Himmerod hat darin nicht zurückgestanden. In einem besonderen Infirmatorium, der Klosterkrankenstube, erfuhren die kranken Mönche und Brüder sorgfältigste Pflege. Dreißig Jahre lang stand Gevard, der spätere Abt von Heisterbach, an dessen Spitze. Den Kranken wurden besondere Erleichterungen zuteil; so war ihnen der Fleischgenuß gestattet. Großzügiger war des Klosters Sorge für die bedürftige, leidende Menschheit im Bereiche seiner Grundherrschaft. Kein Armer, der mit der Bitte um eine Gabe an die Klosterpforte zu Himmerod pochte, verließ sie mit leeren Händen. Eine Hungersnot herrscht im Trierer Land; auf Betreiben des seligen David wird der ganze klösterliche Getreidevorrat den nach Himmerod geströmten Armen verteilt. 1197 schwebt abermals das Hungergespenst über den rheinischen Gauen, furchtbar wütet die grausige Not. In Scharen eilen hohlwangige, entkräftete Gestalten nach Himmerod und umlagern das Kloster. Des Klosters Speicher öffnen sich; was sie bergen, wird von hundert Händen gern gereicht, von Tausenden verzehrt. Noch mehr! Der Klosterpförtner wird ausgesandt nach Koblenz, um dort für 100 Pfund Silber Getreide einzukaufen für die Armen. Im Klosterhospital wird den erkrankten Fremden liebevolle Pflege zuteil, häufig sie zu besuchen und zu trösten, ist erste Pflicht des Gastmeisters. Auch des Eifers für das Seelenheil der Laien sei hier gedacht. In der Fastenzeit finden Exerzitien statt, gehalten von geeigneten Mönchen. Ein Ritter verläßt sie mit den bezeichnenden Worten, die er zum Abt spricht: „Wahrlich, weicher sind die Steine eures Klosters als die Pfähle meiner Burg.“ Er hat den Segen der Buße empfunden und gewürdigt.

Karl Wilkes

Aus der Ritterzeit

Burgen in unjeter Heimat

In unserem Kreise gibt es viele Zeugen aus der Ritterzeit. An eine Burg, die Fehdeburg, erinnert nur noch ein Flurnamen. Von anderen Burgen sind lediglich geringe Überreste vorhanden; aber vielerorts zeugen mächtige Ruinen von großer, vergangener Zeit; einige Burgen sind heute noch bewohnt. Sowohl Höhenburgen als auch Wasserbur-

gen kennt unser Kreis. In allen Teilen unserer Heimat haben Burgen gestanden. Zu nennen sind: die Biederburg, Burg Bruch (Wasserburg), Burg, die Dodenburg (Wasserburg), die Entersburg bei Hontheim, Burg, Esch, Burg Kinheim, die Ober- und Niederburg bei Mander-scheid, Burg Metzhausen bei Eisenschmitt, die Neuerburg, Burg Oberkail, Burg Seinsfeld (Wasserburg), in und bei Ürzig Burg Ürzig, die Burg Orley, Burg zur Leyen und in Wittlich Burg Ottenstein. Vermutlich lag bei Musweiler eine kleine Wasserburg („Burgköpfchen“).

Die Neuerburg

Aus der Geschichte der Neuerburg

Am Ostrande der Wittlicher Senke ragt ein steiler Bergkegel aus der Ebene heraus. „Burgkopf“ wird er im Volksmunde genannt. Er ist 286 m hoch, an drei Seiten ziemlich steil und hat an der vierten Seite einen Sattelrücken. Vom Gipfel genießt man einen weiten Fernblick, besonders nach dem Süden und Südosten. Der Kegel beherrscht die Landschaft.



Ruine der Neuerburg mit dem Dorf und dem Scheuerhof (Zeichnung aus dem Jahr 1759)

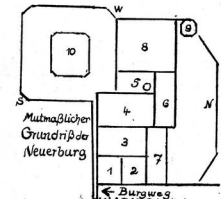
Nimmt es da wunder, daß schon in römischer Zeit auf dem Burgkopf ein Bau gestanden haben soll? Führt doch in einer Entfernung von etwa 1,5 km die Römerstraße Trier—Andernach an dem Kegel vorbei. „Merkuriusberg“ heißt er in einer Urkunde. Also haben wohl die Römer dem Gott des Handels und Verkehrs, Mercurius, auf der Höhe ein Weihebild errichtet und geopfert. Oder krönte den Gipfel eine römische Warte, ein Luginsland?

Aus dem Namen muß man schließen, daß vor dem Bau der „Neuen Burg“ eine Befestigung auf der Anhöhe stand. Tatsächlich besaß Graf Wilhelm von Luxemburg um 1100 ein „Raubnest“ auf dem Berge. Damals hieß die Burg „Bumage“ (Bombogen). Der Luxemburger unter-nahm von seiner Feste aus Züge in das trierische Gebiet und fügte Land und Leuten großen Schaden zu. Deshalb eroberte Erzbischof Me-ginger 1128 die Burg und zerstörte sie völlig.

Später geriet Albero, einer der bedeutendsten Trierer Erzbischöfe, in eine Fehde mit dem Grafen Heinrich von Namur und Luxemburg. Der Feind verwüstete Teile des Erzstiftes; so steckte er auch Wittlich in Brand. In Himmerod wurde der Gegner geschlagen. Albero wollte nun einer neuen Gefahr vorbeugen. Deshalb ließ er auf dem Burgkopf eine „neue Burg“, „novum castrum“, bauen. So entstand der Name Neuerburg. Die Befestigung wurde durch Alberos Nachfolger vollendet. Kurfürst Heinrich von Vinsingen ließ die Burg etwa 100 Jahre später erweitern und ausbauen. Es wird in diesem Zusammenhang von „großen Gebäuden und bedeutenden Kosten“ berichtet.

Die Neuerburg als Landesburg

Während die meisten Burgen unserer Heimat im Besitze von Grafen- und Rittergeschlechtern waren, gehörten die Neuerburg und die Burg Obermanderscheid dem Erzbischof und Kurfürsten von Trier. Für diesen hatte die Neuerburg besondere Bedeutung. Sie schützte das Wittlich-Tal, vor allem das spätere kurtrierische Städtchen Wittlich. Sodann sicherte sie die wichtige Verbindung zwischen dem Obererzstift mit Trier und dem Niedererzstift mit Koblenz.



1. Eingang
2. Pflanzenerneuerung
3. Küchenerneuerung
4. u. 7. Ökonomische Gebäude
5. Innerer Hof
6. Dienerwohnung
8. Herrsch. Wohn.
9. Kleiner Turm
10. Bergfried

Gebäude außerhalb der Burg

(Nach einer Zeichnung von Lehrer N. Hebler † Neuerburg)

Von den Burgmännern und der Burgbesatzung

Vom 12. bis ins 15. Jahrh. bewohnten Burgmänner als Lehnsleute der Kurfürsten von Trier die Befestigung. Dem Burgherrn unterstand die Besatzung. Vielfach entstammten die Burgmänner Rittergeschlechtern unseres Kreises. So werden Herren von Kröv, Esch, Kinheim, Manderscheid, Orley, Reil und Wittlich genannt. In friedlichen Zeiten hatte die Burg eine kleine Besatzung: 4 Turmknechte, 2 Wächter und 1 Pförtner. Das mag uns eigenartig erscheinen. Aber auch die zweite Landesburg unserer Heimat, die Oberburg bei Manderscheid, hatte nur 6 Turmknechte, 2 Wächter, 1 Pförtner und 1 Eseltreiber. In Kriegszeiten wurde eben die kurtrierische Bevölkerung aufgeboten, um die Landesburg zu schützen oder zu entsetzen. Die Besatzung erhielt Geld, Roggen und ein Quantum Salz.

Vom Besitz der Neuerburg

Die Landesfeste war sehr reich mit Besitzungen ausgestattet. Die Burg selbst besaß große Wälder, darunter den „Burger“ (zwischen Neuerburg und Bausendorf), ausgedehnte Wiesen und Äcker, das Dorf Neuerburg, 4 Höfe in und bei Neuerburg und eine Mühle. Der Scheuerhof und der Weiherhof stehen heute noch. Beim Weiherhof lag ein großer Fischweiher, aus dem die Burgküche versorgt wurde. Orte, in denen die Neuerburg Güter, Renten, Zehnten u. a. hatte, sind: Altrich, Büscheid, Krames, Kröv, Diefenbach, Dodenburg, Esch, Flußbach, Gransdorf, Hasborn, Minderlittgen, Piesport, Platten, Pohlbach und Wittlich.

Ein Tag auf der Manderscheider Burg

Wir schreiben das Jahr 1480.

Auf zwei schroffen Felskuppen, mitten in dem vielgewundenen tiefen Tal, das die Lieser seit undenklichen Zeiten geschürft hat, erheben sich zwei stolze Burgen und schauen majestätisch in das schöne Eifelland.

Die Oberburg, die älteste von beiden, ehemals die einzige und Sitz der Herren von Manderscheid, gehört jetzt dem Kurfürsten von Trier. Erzbischof Hillin hatte sie nach der Zerstörung im Jahre 1166 wieder aufbauen lassen. Seitdem dient sie dem Erzbischof von Trier als Reisation und ist eine der sieben kurfürstlichen Landesburgen.

Die Niederburg, jetzt die Oberburg an Größe weit überragend, ist bereits über 300 Jahre der Stammsitz der Grafen von Manderscheid, des mächtigsten Grafengeschlechts der Eifel. Graue Steinmauern, aus klobigen Blöcken gefügt, umschließen nicht nur die dickwandigen Häuser und den Hof der Burg, sondern auch die wenigen Häuschen an der Mündung des kleinen Seilbachs in die Lieser, die den felsigen Burgherrn an drei Seiten umspült. Auf der höchsten Stelle, alle Gebäude weit überragend, erhebt sich der Bergfried, auf dessen oberstem Stockwerk der Türmer Ausschau hält nach den Gästen, die der Burgherr, Graf Dietrich III. von Manderscheid, heute erwartet. Der Burgturm ist von Wohngebäuden, Stallungen und Vorratsräumen umgeben, zu denen eine Wendeltreppe nach unten führt. Vor dem Eingang zum Burghof steht die Burgkapelle. Die Wehrmauern, durch kleine Türme verstärkt, schützen den ganzen Burgbereich in Zeiten der Feinde. Heute aber erwartet der Graf liebe Gäste. Der Winter war recht lang und eintönig auf der Burg und oft so kalt, daß die Bärenpelze und die Holzläden vor den Fenstern die Kälte nur notdürftig abhalten konnten. Der Kienspan erhellte die Dunkelheit nur wenig. Burgherr und Knappen hatten sich die langen Winterabende beim Schachspiel am Kamin verkürzt, und man freute sich auf das bevorstehende Fest und die kommenden Jagden in den wildreichen Wäldern der Eifel. An Nahrung fehlte es den Burgbewohnern nicht; denn die hörigen Bauern aus der Grafschaft: vom Neuenhof bei Buchholz, vom Lehngut Dierfeld und den Dörfern Eckfeld, Laufeld, Pantenburg, Walscheid, Oberöffingen und Schladt haben ihre Abgaben pünktlich entrichtet.

Der Ritterschlag

Die langersehnte Frühlingssonne hat nun die herrliche Umgebung in ein grünes Festgewand gekleidet.

Der älteste Sohn des Grafen Dietrich III. von Manderscheid, der vier Jahre als Knappe treu gedient hat und 18 Jahre alt geworden ist, wird heute zum Ritter geschlagen. Ihm zu Ehren findet am Nachmittag ein ritterlicher Wettkampf, ein Turnier statt. Die Gäste, Ritter von den Mosel- und Eifelburgen mit ihrem Gefolge, sind eingetroffen. Nachdem ihnen vom Burgherrn ein Becher mit Wein als Willkommengruß gereicht wurde, begeben sich die Ritter in die Burgkapelle. Der junge Knappe kniet vor dem Burgkaplan, der mit erhobener Stimme zu ihm spricht: „Willst du als christlicher Ritter eintreten für den Schutz der heiligen Kirche, für den Schutz von Witwen und Waisen? Willst du dem Kaiser ehrfürchtig gehorchen?“ Fest antwortet der Knappe: „Ja, ich will es!“ Hierauf tritt der Burgherr, Graf Dietrich, vor und schlägt mit der flachen Klinge des blanken Schwertes dem Sohn dreimal auf die Schulter und spricht: „Zu Gottes und Mariens Ehr - nimm diesen Schlag, sonst keinen mehr!“

Nun erhält der junge Ritter, vor Stolz errötend, den ledernen Rittergürtel und ein blitzendes Schwert, mit dem er sich umgürtet. Mit ihrer Anteilnahme sind die Festteilnehmer der feierlichen Handlung gefolgt.

Auf der Turnierwiese

Nachdem der Gottesdienst beendet ist, begibt sich alles frohgestimmt und erwartungsvoll auf die Turnierwiese am Fuße der Burg.



Bildnis eines Ritters in voller Rüstung

Im Rittersaal

Nun begeben sich alle zurück zur Burg, wo ein reichliches Mahl und die Krüge mit auserlesenen Weinen im großen Festsaal auf sie warten. Nach dem Festmahl betritt ein ritterlicher Sänger, vom Grafen geleitet, den Saal. Nun wird es still in dem dichtgefüllten Raume. Der Sänger, ein weitgereister Mann, der von Burghof zu Burghof zieht und seine Lieder und Verse vorträgt, nimmt seine Laute zur Hand, schlägt ein paar Töne an und beginnt sein erstes Lied. Das Lied schildert die

Abenteuer eines Manderscheider Grafen auf einem Kreuzzug ins Heilige Land; er singt von den tapferen Taten des Ritters im Türkenland und von seinem frommen Beten an den heiligen Stätten zu Jerusalem. Viele andere Dichtungen folgen, die von Liebe, Glück und Leid und vom Wandern in Gottes weiter Welt erzählen. Alles lauscht. Hat der Sänger ein Lied beendet, erschallt zum Beifall Händeklatschen, Klirren der Waffen und silbernen Becher, Frauen werfen dem Spielmann Blumen zu.

Nun aber wartet die Jugend darauf, daß zum Tanze aufgespielt wird. Bald erklingt die Fiedel. Erst zu später Stunde wird es wieder still auf der Manderscheider Burg.

Viktor Redagne, Manderscheid

Kurfürst Balduin von Luxemburg

Wer zum ersten Male in das zeitlose Dunkel der hohen Domkirche zu Trier tritt, wird ehrfurchtsvoll vor der Erhabenheit des Altarraumes und seiner Heiligthümer verharren. Wendet er sich aber, fällt sein Blick auf ein anderes Meisterwerk hehrer Dombaukunst. Durch wenige Fenster fluten Bündel gedämpften Lichtes in das Westchor. Wo sie zusammenfinden, wuchtet ein mächtiges Grabmal aus dunklem Marmor in den Raum.

Hier ruht Kurfürst Balduin von Luxemburg, der hervorragendste Herrscher des Erzstiftes Trier.

Pfingsten 1308! Trier jubelt! Unter dem Geläute der Glocken und in prächtigem Geleit einer Vielzahl von Bischöfen, Äbten, Priestern, Fürsten, Rittern und Edelleuten hält der zweiundzwanzigjährige neue Kurfürst Balduin, ein Sohn des Grafen Heinrich III. von Luxemburg, Einzug in seine Stadt. Eine Zeit der Blüte für den Kurstaat Trier begann.

Balduin als Bischof und Reichsfürst

Balduin war gleichzeitig ein großer Bischof und ein kraftvoller und weiser Reichsfürst. Die Leitsterne seiner Regierung waren Gerechtigkeit und Friedensliebe. Er diente mit gleicher Kraft und Stärke dem Worte Gottes und dem Schwert. Dem Raubadel rückte der Kurfürst in vielen Kriegszügen zu Leibe. Auch der Raubgraf Gilles von Daum, der sich im Liesertal oberhalb Manderscheid eine Zwingfeste erbaut hatte, und der Raubritter von Ulmen mußten sich der gerechten Macht des Bischofs beugen. Ihre Burgen wurden geschleift, Land und Leute atmeten auf. Balduin war stets bestrebt, mit den Rittern und Burgherren seines Stiftes zum Wohle der Bewohner zusammenzuarbeiten. Wohlstand und Reichtum des Kurstaates wuchsen. Selbst der Großneffe des Bischofs, Kaiser Karl IV., und sein leiblicher Bruder, der deutsche Kaiser Heinrich VII., liebten oftmals Geld bei ihrem reichen Verwandten. Seine Schuldner schenkten ihm zuweilen reichsiegene Dörfer, Klöster, Mühlen und allerlei Zins- und Pachtrechte. So kamen neben Manderscheid und dem Kloster Springiersbach auch die im Kreise Wittlich liegenden Orte des sog. Kröver Reiches: Kröv, Kinheim, Bengel, Reil und der „Cuntel“ (Kondelwald) mit allen Privilegien in den Besitz des Kurfürsten. Dem ihm ergebenden Grafen Wilhelm von Manderscheid, der in arger Geldverlegenheit war, kaufte er einen Teil von „Groß-Littge“ (Großlittgen) ab. In Wittlich, das im Jahre 1291 die

Stadtrechte erhalten hatte, wurde unter seiner Regierung auch die Befestigungsmauer vollendet. In die entferntesten Winkel seines Gebietes strahlte die Kraft des Kurfürsten Balduin. Aber auch im Reiche selbst wirkte Balduin mit großem Erfolg. Dreimal übte er sein Kuramt aus und ließ den von ihm bestimmten Fürsten zum deutschen König wählen. Er amtierte lange als Wortführer der sieben deutschen Kurfürsten. Sein Rat war gesucht, und sein Wort wog schwer. So auf dem Kurverein von Rhense (1338), wo er die unantastbaren Rechte der deutschen Kurfürsten gegen den Papst und gegen den König von Frankreich mit mutigen Worten verteidigte. Balduin unternahm auch mehrere Kriegszüge, vor allem nach Italien. Zweimal hatte ihm der König die Verwaltung des gesamten Reiches übertragen. So wie er in seinem trierischen Kurstaat durch Sparsamkeit, Gerechtigkeit und nimmermüdes Wirken Wohlstand und Sicherheit geschaffen hatte, diente er dem Reiche mit großem Eifer. Aber auch Mißgeschick und Niederlagen blieben ihm nicht erspart.

Balduin, ein Streiter Gottes und tüchtiger Verwaltungsbeamter



Kurfürst Balduin von Luxemburg

So wie Balduin das Schwert der irdischen Gerechtigkeit zu führen wußte, so zeigte er sich auch als Kämpfer Gottes. Unter seinem Schutz entstanden Kirchen und Klöster. Der Sittenlosigkeit seiner Zeit trat er unerschrocken entgegen. Er ordnete die Verwaltung des Erzstiftes von Grund auf neu. Balduin teilte sein Land in das Obererzstift mit der Hauptstadt Trier und das Untererzstift mit Koblenz ein. Zu den 27 Ämtern des Obererzstiftes gehörten Wittlich und Manderscheid. Wittlich war eines der größten Ämter. Die Amtmänner des Kurfürsten kann man mit den heutigen Landräten vergleichen. Der Amtmann von Wittlich wohnte lange Zeit im erzbischöflichen Hof, dem „Haus Rönnde“ in der Karrstraße.

Verbesserte Vorschriften und Gesetze für Klerus und Volk entwarfen Balduins rastlosem und klugem Sinn. Er reformierte verschiedene Ordenssatzungen. Balduin war nicht nur Bischof und weltlicher Herr, er war in des Wortes edelster Bedeutung ein Kirchenfürst. Er starb nach 40-jähriger Regierungszeit am 21. Januar 1354 im 68. Lebensjahre. Die Trauerfeier vereinte sämtliche Großen des Reiches, an ihrer Spitze Kaiser Karl IV. mit Gemahlin.

„Balduin war ein kleyner Mann und thät doch große Thaten oder

werck“, steht in der Limburger Chronik, und hundert Jahre nach seinem Tode schrieb der Moselaner Johannes von Trittenheim: „Es war jener ein Mann, einzig in seiner Art, von Natur aus zu Großem befähigt.“ —

Sinnend schreiten wir die Stufen zum Mittelschiff hinab. In Gedanken versunken streben wir durch die alten Gassen des Domviertels zum Bahnhof. An einem prächtigen, kreisrunden Brunnen rasten wir noch ein wenig. Es ist der Balduinsbrunnen. Und dann nehmen wir Abschied von dem Standbild des großen Bischofs in der Mitte des Brunnens und von seiner Stadt.

Heinz Haller, Greimerath

Von der Stadt und ihren Bürgern

Wittlich wied Stadt

Es war im Mai des Jahres 1291. In Frankfurt fand ein Reichstag statt. König Rudolf von Habsburg versammelte um sich die Großen des Reiches, geistliche und weltliche Fürsten, dazu die Gesandten der freien Städte. Erzbischof und Kurfürst Boemund kam mit einem besonderen Anliegen nach Frankfurt. Der Trierer Landesherr hatte dem König schätzbare Dienste geleistet und stets in Treue zu ihm gehalten. Deshalb konnte Boemund manche Vergünstigung für Kurtrier erlangen. Auf dem Frankfurter Reichstag bat er den König um die Gunst, einigen Orten des Erzstifts die Stadtrechte zu verleihen. Rudolf gewährte gerne die Bitte. Zu den bevorzugten Orten gehörte auch Wittlich, weiterhin Bernkastel und Saarburg.

„Rudolf, durch Gottes Gnade römischer König, allzeit Mehrer des Reiches, allen Getreuen des hl. Römischen Reiches seine Gnade und alles Gute“, beginnt die Urkunde zur Stadtrechtverleihung. Kurfürst Boemund zeigte sich den Wittlichern sehr gewogen. Wittlich, ein aufblühender Ort, stand immer in Treue zu seinem Landesherrn. Dieser schätzte auch den Gewerbeleiß und den Freiheitssinn der Wittlicher. Die Verleihung der Stadtrechte war von größter Bedeutung. Wittlich durfte sich nunmehr selbst verwalten und schützen. Dazu erhielt es eine eigene Stadtgerichtsbarkeit und vor allem das Marktrecht.

Wittlich als kufürstliche Residenz

Die Trierer Kurfürsten hielten sich gerne in dem stark befestigten Wittlich auf. Die Stadt wird sogar als Lieblingsresidenz der Landesherren bezeichnet. Werner von Falkenstein begann mit dem Bau einer mächtigen Burg. Die Feste wurde durch Otto von Ziegenhain 1424 vollendet und „Ottenstein“ genannt. Die starke Burg erhob sich hoch über der Stadt, auf dem heutigen „Schloßplatz.“

Urkunden beweisen, daß sich fast alle Trierer Erzbischöfe in der Wittlicher Residenz aufhielten. „Ottenstein“ bot in Kriegszeiten sicheren Schutz und in friedlichen Zeiten willkommenen Gelegenheit zur Erholung von den schweren Regierungsgeschäften. Richard von Greiffenklau starb 1531 in Wittlich, und Jakob III. von Eltz wurde hier 1581 zum Erzbischof gewählt. Über 300 Jahre stand die Burg, dann wurde an ihrer Stelle „Schloß Philippsfreude“ errichtet.

Durch die kurfürstliche Residenz erhielt Wittlich einen bedeutenden Aufschwung.

Der Tod des Erzbischofs Richard von Greiffenklau

Auf der Burg Ottenstein zu Wittlich liegt der Kurfürst Richard von Greiffenklau auf dem Sterbebett. Über dem Städtchen hängt tiefe Nacht; aber in der Burg ist alles lebendig. Licht fällt aus allen Fenstern; die Burg ist angefüllt mit den Geräuschen, wie sie immer das Kommen oder das Sterben eines Mächtigen dieser Erde begleiten. Die Bürger wissen es nicht, daß man in dieser Nacht ihren Erzbischof und Kurfürsten, vom Kölner Fürstentag kommend, sterbend in ihre Mitte brachte. Oft hat er unter ihnen gewohnt; fast jeden Hochsommer, wenn im Talkessel der Hauptstadt die Hitze unerträglich brütete, kam er hierher in seine Lieblingsburg zu kurzer Erholung von der Bürde des schweren Amtes. Jetzt ist er zum letztenmal gekommen; seine letzte Nacht liegt ihr Landsherr droben im kurfürstlichen Schlafzimmer neben der Burgkapelle; aber sie wissen das nicht, und so schlafen sie auch in dieser Nacht tief und warm, obgleich der Tod an ihre Tore pocht, obgleich in dieser Nacht ein großer Mensch, der seinen Namen in die Weltgeschichte schrieb, seinen letzten Kampf bestehen muß. Sie schlafen fest und gut; sie spüren nichts von dem letzten Akt der gewaltigen deutschen Tragödie, der sich in der gleichen Nacht in ihrer Mitte abspielt: das letzte Ringen des Erzbischofs Greiffenklau mit dem Geiste des Doktors Martinus Luther.

Um den dämmernden Morgen gelingt es endlich dem Medicus mit Kühlbeuteln und kalten Umschlägen, das Fieber zu hemmen, den Kurfürsten für eine Viertelstunde dem Leben wiederzuschicken. Die Räte, der Burgverwalter, der Oberhofmarschall Graf Kesselstatt stehen am Lager, sie halten brennende Kerzen in Händen. Der Erzbischof bemerkt es, er verlangt sein Kreuz. Er küßt es, dann bittet er den Kaplan, er möchte ihm die Beichte abnehmen. Die Hofleute verlassen das Gemach, der Kaplan kniet am Bett nieder und hört das Bekenntnis seines Erzbischofs. Die heilige Handlung ist bald vorbei; er eilt in die Burgkapelle, und wie er mit dem Altarsakrament zurückkommt, schließen sich ihm die Kerzenträger wieder an. Sie alle wohnen betend der Wegzehrung bei. Dann verharren sie stumm auf den Knien. Plötzlich hören sie des Kurfürsten Stimme: „In meinem Dom, im linken Seitenschiff will ich beigesetzt werden. Mein Grabmal ist schon fertig, ich habe es rechtzeitig bestellt.“ — Er stockt, dann spricht er leise und müde fort: „Ich bin zum Doktor Luther in Worms ganz gut und mehr denn gnädig gewesen. So hat er selber dem Mansfelder Grafen von mir geschrieben. Das erbitte ich nun fürs Sterben auch von meinem himmlischen Herrn. Er sei mir ganz gut und mehr denn gnädig“.

Die Hofleute knien noch immer, sie weinen. Der Kaplan spricht die Sterbegebete, sie sprechen nach. Die Kerzenflammen flackern. Gegen Mittag hat er ausgelitten, um die elfte Stunde wandert seine Seele heim zu Gott und findet Frieden und Klarheit. Man schreibt den 13. März 1531.

Drei Tage erfuhren die Wittlicher Bürger nichts vom Hinscheiden des Landesherrn. Sein Tod wurde, der Wirren der Zeit wegen, geheimgehalten. Erst am Abend des dritten Tages wurde die Leiche in die Pfarrkirche getragen. Mit dunklem Tannengrün waren die Straßen bestreut, schwarzen Flor trugen die Fahnen an allen Häusern, schwarze Tücher verhüllten die Säulen und Wände der Kirche. Die Glocken dröhnten, und die ganze Stadt weinte. Ihr Vater war gestorben.

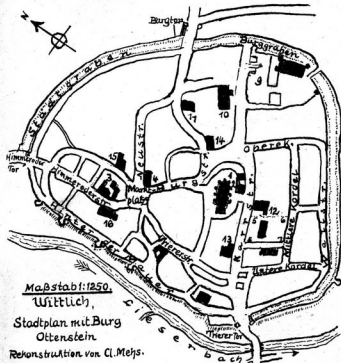
Vor dem Hochaltar, auf dem hundert Wachskerzen brannten, wurde

er aufgebahrt. Dann zogen sie alle, Männer und Frauen und Kinder, betend an ihm vorüber. Das dauerte die ganze Nacht.

Am anderen Morgen, nach den Seelenmessen, hoben sie den Sarg auf einen schwarz verhängten Wagen, den acht schwarze Rosse zogen, und fuhren aus der Stadt. Fünfzig Reiter gaben das Ehrengeläut. Dem Trauerwagen folgten hinter den Priestern die Einwohner Wittlichs. Jetzt läuteten die Glocken zwei Stunden lang, bis der Trauerzug den nächsten Ort, Salmrohr, erreichte. Dort lösten die Salmrohrer Leute die Wittlicher Bürger ab, und so, in jedem Orte das Gefolge wechselnd, fuhr der tote Landesherr weiter, von Dorf zu Dorf. Viele aber gingen den ganzen Weg bis nach Trier mit. Überall sangen die Glocken ihr dumpfes Lied. Die ganze Straße war mit Grün bestreut; die ganze Straße war auf beiden Seiten eingetaucht von schwarzen Menschenmassen, die beteten und sich auf die Erde warfen, wenn die Reiterspitze nahte. Ihr guter Erzbischof und gnädiger Landesherr hielt seine Heimfahrt.

Peter Kremer

Der alte Stadtplan erzählt



1 Pfarrkirche mit ehem. Kirchhof, 2 Pfarrhaus und Kaplanei, 3 Ehem. St. Wendelin-Hospital, 4 Rathaus, 5 - 8 Bering des ehem. Franziskaner-Klosters, 9 Ehem. kurfürstliche Burg Ottenstein, 10 Kellereigebäude, zum ehem. Jagdschloß „Philippfreude“ gehörend (Amtsgericht), 11 Ehem. kurfürstliches Jägerhaus, ebenfalls zu „Philippfreude“ gehörend (Wohnhaus Lüticken-Schweisel), 12 Ehem. Haus von Wachenheim (Haus Ronde) 13 - 16 Häuser v. Adeltsgeschlechtern bzw. Höfe

Dieser Plan zeigt euch den Grundriß der Stadt Wittlich im Mittelalter. In ähnlicher Weise waren damals die meisten Städte aufgebaut. Da

hören wir zunächst von dem ältesten Teil, dem Kern der Stadt, der durch die Obere-, Mittlere-, Untere Kordel und die Karrstraße umgrenzt wird. Hier lag, an der gleichen Stelle, wo heute das Anwesen Ronde (12) ist, der erzbischöfliche Gutshof. Die drei ersten Straßennamen bezeugen es: Kordel von „cortile“ zum Hof gehörig. Die Karrstraße, ein Karrenweg, war eine Durchgangsstraße. Sie wurde besonders wichtig, als es eine Abzweigung von der Römerstraße Trier — Andernach gab, die in Hetzerath begann und über Salmrohr nach Wittlich führte.

Die erste Pfarrkirche (1) stand an der Karrstraße „bei einem Gutshof“. Damit ist die Hofstatt des Erzbischofs gemeint. Die Kirche blieb bis 1569 unversehrt. 1709 wurde an der gleichen Stelle mit dem Bau der heutigen St. Markuskirche begonnen.

Von dem ältesten Teile aus entwickelte sich Wittlich am Mühlenteich entlang und über die Kirche hinaus zum Marktplatz. Wittlich besaß schon vor Verleihung der Stadtrechte einen Markt.

1300 war ein weiteres bedeutsames Jahr für die junge Stadt. Der Kurfürst von Trier gab die Erlaubnis zum Bau einer Stadtmauer. Sofort wurde mit dem umfangreichen Werk begonnen, das unter dem großen Kurfürsten Balduin seine Vollendung fand. Die Mauer ist teilweise erhalten und läßt sich in ihrem Verlauf genau feststellen. Aus dem Plan kann vieles ersehen werden. Die Stadtbefestigung besaß eine hohe (z. T. 6 m hohe) starke Mauer mit Wehrgängen, Zinnen und Türmen. Das Trierer Tor hatte zwei gewaltige Rundtürme. Wälle und Gräben verstärkten den Schutz. Burg Ottenstein war in die Befestigung einbezogen.

Zwischen der Himmeroder Straße und der Oberstgasse lag das alte St. Wendelinus-Hospital. Es wurde von frommen Adelligen gestiftet, die ein Aussatz erkrankt waren, und nahm die Armen auf. Ein Plan der ehemaligen Hospitalanlage zeigt eine Kapelle, Stuben, Küchen, Kammern, ein Kelterhaus, eine große Scheune und Ställe. Von den einstigen Gebäulichkeiten sind nur mehr geringe Reste vorhanden. In dem heutigen Hospital an der Trierer Landstraße lebt die Stiftung weiter.

Eine Fahrt zum Markt in die alte Stadt

Der Bauer Willibrord Lind gab seinem Sohne Theis einen Stupps und sagte: „Steh auf!“ Theis fuhr von der Wandbank, wo er sein Lager hatte, in die Höhe. Es war stockfinster, aber er fand sich auch im Finstern zurecht. Da lagen seine Hosen und sein Wams. Er besann sich, daß er heute mit dem Vater in die Stadt fahren sollte. Der Bauer hatte eine gute Ernte an Rapssamen gehabt. Den wollte er an den Stadtmüller verkaufen und für den Erlös zwei Sensen und für jeden eine Mütze einhandeln.

Theis piffte vergnügt vor sich hin; er freute sich auf die Fahrt. Er zog das Pferd aus dem Stall und spannte es an. Dann buckelte er die Säcke mit dem Ölsamen und warf sie in den Kasten des Karrens. Da stand auf einmal die Mutter im Mondlicht und reichte einen Weidenkorb hin. „Was ist drin?“ fragte Theis. „Brot, Käse und ein paar Äpfel“, sagte die Mutter. „Mm“, brummte der Junge, „nichts Besonderes!“ Unterwegs, als er Hunger kriegte und in den Korb guckte, lag zu unterst auch ein Stück Speck. Das war so ein Schelmenstreich der Mutter. Theis dachte bei sich, dafür müsse man ihr was mitbringen aus der Stadt.

Das Stadttor stand heute offen. Eigentlich war es ein mächtiger Turm.

Nach draußen war ein tiefer Graben mit einer Fallbrücke darüber, und innen war das schwere Flügeltor und, jetzt hochgezogen, das Fallgatter. Sie rumpelten die Burggasse hinunter, die mit Holzpflaster gedeckt war. „Hier sitzen die Leute aber eng aufeinander“, sagte Theis zu seinem Vater. „Ja“, antwortete der, „darum bauen sie auch so hoch, paar Stockwerke aufeinander.“ Theis fuhr fort: „Die Zimmerleute in der Stadt müssen kunstreiche Männer sein. Guck dir einmal die geschweiften Dachböden an und das Geschnitz mit den Köpfen und Tieren und Blumen auf den Fachwerkbalken. Da steht sogar ein Spruch, man müßte einen drum fragen, der lesen kann.“



Marktplatz
der Stadt Wittlich
vor 200 Jahren

Mit solchem Gespräch waren sie auf dem Markt angekommen. Da war ein großes Gedränge. Vor dem Rathaus und unter seinen offenen Bögen standen hölzerne Tische, da verkauften die Metzger die Rippenstücke, Kälberfüße und Schweinshoren. Theis besah sich in der Höhe über ihnen den hl. Rochus, den Stadtpatron, mit seinem Hündchen. In der Mitte des Platzes war zum Zeichen des Marktfriedens ein Kreuz aufgerichtet. Auf der anderen Seite, vor dem Gasthaus zur Krone, hielten die Bäcker Brot feil, und dort gab es gerade einen großen Zank. Einer Frau war ein Brot verkauft worden, das ein Mausloch hatte. Der Stadtbüttel kam gerannt und stiftete Frieden. Die Frau kriegte ein anderes Brot, und das Mäusebrot schenkte der Bäcker einem blinden Bettler, der auf der Treppe des Hauses „Zum Wolf“ saß.

El, da standen sogar zwei Männer aus Brabant, die boten feines Linnen aus Flandern, Spitzen und Halstüchlein feil. Sie sprachen in einer komischen Mundart. Um sie her war ein Gedränge von Mädchen und Frauen. Vor der „Post“ war aus Bohlen und leeren Fässern eine Bühne errichtet. Droben stand einer, so bunt wie ein Distelfink. Vorm Bauch hing ihm eine dicke Trommel, drauf schlug er kunstreiche Wirbel. Ihm auf der Schulter hockte ein seltsames Tierlein, das hatte auch an den Beinen Hände und ein Menschengesichtlein. „Was ist denn das für eine Eichkatze?“ „Ist keine Eichkatze. Aff‘ heißt man’s und kommt aus dem Morgenlande.“

Neben dem Trommler stand ein kleiner Dicker in einem langen schwarzen Rock. In der Hand hielt er eine große Flasche und einen Löffel, und allemal, wenn der Trommler genug gewirbelt hatte, hob er die Flasche hoch und rief: „Dies hier ist die wundersame Medizin für alle Übel an Kopf, Leib, Rücken und Gliedern. Aus neunundneunzig Kräutern bereitet, so am Libanon wachsen, von mir selber gepflückt. Ein Löffel davon hilft für ein halbes Jahr und kostet einen Groschen!“

This hatte nicht Augen und Ohren genug, um alles zu sehen und zu hören. Er ließ den Vater allein zum Stadtmüller fahren. Als das Geschäft dort gemacht war, kam er wieder. Sie kauften beim Sensenschmied zwei Sensen und beim Kappenmacher zwei warme Wollmützen. Neben dem Schmied wohnte ein Zinngießer. Im Fenster hatte er allerlei kleine Ware ausgestellt: Ölfunzelchen, Teller, Kannen und Becher, auch ein Bild des Gekreuzigten und einige Heiligenfiguren. Theis dachte an den guten Speck und meinte zum Vater: „Ich tät gern der Mutter eine hl. Katharina, ihre Namenspatronin, kaufen!“ „Meinswegen“, knurrte der Alte, „es kommen leicht einmal teure Zeiten, Seuche und Hunger; da tut es gut, daheim einen Nothelfer zur Hand zu haben“, und er machte ein paar Silbergroschen locker.

Es war Nacht, als sie daheim vorm Hoftor hielten. Die Mutter saß beim Kienspan in der Küche und spann. Auf dem Herde stand der Breitopf und dampfte still vor sich hin.

Bauernleben im Mittelalter

Klopft da an einem linden Sommerabend des Jahres 1525 ein fahrender Scholar an der Pforte des Klosters Himmerod im stillen Salmtal. Bruder Winfried geleitet den fremden Burschen samt seiner struppigen Mähre zur Klosterherberge. Bei einem Krug würzigen Moselweins und einer dampfenden Schüssel aus der Klosterküche erzählt der Scholar. Aus dem Süden komme er, aus Schwabenland. Dort geht seit kurzem der Teufel um. Die Bauern seien der ewigen Plackerei und Schinderei durch die Herren müde. Mit Knüppeln, Mistgabeln, Sauspießen und Morgensternen rückten sie in hellen Haufen gen die Burgen der Zwingherren. Es ginge alles drunter und drüber. Dagegen sei hier im gottloblichen Moselland, wobei er einen handfesten Schluck aus dem Krug tat, das reinste Paradies.

Bruder Winfried wiegt bedächtig seinen eisgrauen Schopf. Die Knechte und Mägde aber seufzen und gedenken ihrer kümmerlichen Freiheit. Da öffnet sich die rußige Eichentür, und Pater Bernhard betritt das

Dämmerlicht der Küche. Er vernimmt die Kunde des Scholaren, und da ist es ihm, als müsse er etwas sagen, erzählen, etwas aus jenen Jahren, da noch die Bauern Freie waren und der germanische Volkstaat in den deutschen Gauen blühte.

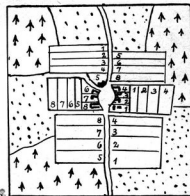
Also beginnt der Alte und Weise, ehemals ein studiosus historiae.

„Auch in den Landen an Mosel und Rhein waren unsere germanischen Vorfahren als freie Bauern seßhaft geworden. Der Stamm der Moselfranken rodet in den Wäldern und erbaut Dörfer.“

In jenem und auch in den folgenden Jahrhunderten war allerorts die Dreifelderwirtschaft gebräuchlich. Ein Feld wurde mit Sommer-, ein anderes mit Wintergetreide bestellt, das dritte blieb brach liegen und konnte so neue Kräfte sammeln. Diese Art der Bewirtschaftung bedeutete für die Bauern einen ansehnlichen Fortschritt.

Das für eine Dorfschaft abgeteilte Gebiet hieß Dorfmark, Gemarkung oder Flur

Es wurde in Abschnitte oder Gewanne zerlegt. Jeder Dorfgewanne erhielt ungefähr 30 Morgen, die sich auf die einzelnen Gewanne verteilten. Alles außerhalb der Dorfmark gelegene Land war gemeindlicher Besitz.



Dreifelderwirtschaft.

Einteilung einer Dorfgemarkung

Auch der Weinbau, den schon die Römer ins Moseltal gebracht hatten, erhielt eine starke Ausweitung und neue Belebung.

Zur Zeit des Carolus Magnus wandelte sich der altgermanische Volkstaat zum Lehnsstaat, der die Freiheit der Bauern sehr beengte. Fortab gab es Freie und Hörige. Doch - Gott sei's geklagt - der Freien wurden immer weniger. Die großen Lasten, Kriegsfolge, Rüstung und Beköstigung, wurden so drückend, daß viele Freie ohne Zwang ihre Freiheit aufgaben und fortan als Knechte der Lehns Herren, Ritter oder Klöster dienten. Die jährlichen Abgaben und der Pachtzins waren hart. Trotzdem wurde die Zahl der freien Bauern immer kleiner, die der Leibeigenen immer größer. Die Macht der Ritter und Adligen wuchs stetig. Die Rechte der Bauern, Waffentragen und Rechtsprechung, wuchsen sich immer mehr zu bedrückenden Pflichten aus. Raubritter, die sich keinen Deut um Recht, um Kaiser und Bischof scherten, nahmen den Bauern noch das Letzte. Gestern fiel mir noch eine alte Schrift in die Hände, die von der unmenschlichen Züchtigung der Bauern durch die Grafen von Manderscheid und Daun berichtet. Die also jämmerlich Gestraften hatten zu Martini ihren Pachtzins nicht beisammen. In einem Brief unseres seligen Mitbruders David spricht selbiger von der Auswanderung gar mancher gepeinigter Bauern in das Land der Slaven. Noch heute gibt es im Osten geschlossene Siedlungen heimischer Bauern.

Ja, und solchermaßen ging es immer weiter bergab. Wohl gab es Jahre allgemeinen Aufatmens, so zur Zeit des Trierer Kurfürsten Balduin von Lützelburg. Doch mit der fortschreitenden Zeit erwuchs den Bau-

ern ein neuer Feind: die Städte und ihre Bürger. Die Preise kletterten stetig; nur die Bauern wurden schimpflich entlohnt. Auch die Künste des Buchdruckers Gutenberg und des Mönchs Berthold Schwarz, der das Feuerpulver erfand, brachten den Bauern nichts Gutes ein. Die Abgaben wurden immer größer. Schließlich das Schlimmste und Schrecklichste: die Ärmsten verzweifelten an der Gerechtigkeit der Welt und an Gott!

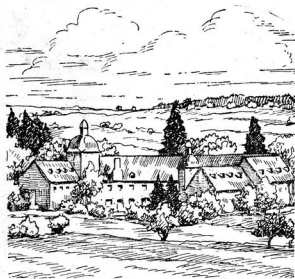
Nun, so ist es halt gekommen, wie jener Jüngling euch eben berichtet. Beten wir, daß der Himmel unserem deutschen Land bald eine gerechte Ordnung in der Liebe Christi und des Nächsten gebe!"

Damit erhebt sich seufzend der greise Mönch und schreitet in die funkelnde Sommernacht.

Heitz Haller, Greimerath

Kennst du deine Heimat?

Dann erkennst du im elften Heft das Geburtshaus des Heimatdichters Peter Zirbes zu Niederkaill.



Klaus Gerhards, Steinborn

Um welche Burg handelt es sich hier! Du solltest dir sie einmal ansehen. Kennst du sie nicht, dann nenne ich sie dir im letzten Heft unserer heimatkundlichen Schriftenreihe:

Geschichtliche Heimat
(2. Teil)

Dieses Heft wurde bearbeitet von Realschullehrer Klaus Schiffels, Wittlich

Das Titelbild zeichnete Hans Scherl, Wittlich

Die Zeichnungen fertigten an: Lehrer Josef Wagner (Seite 183, 184, 191, 192, 199 und 203) und Lehrer Philipp Becker (Seite 186)

Druck: Fr. Wilh. Knopp, Wittlich/Rhld.

LAND ZWISCHEN MOSEL UND MAAREN



Herausgegeben von Schulrat Schaefer, Wittlich, und Peter Kremer, Bernkastel,
unter Mitwirkung der Lehrerschaft des Kreises Wittlich

Heft 13: „Geschichtliche Heimat“

(2. Teil)

Unsere Heimat im Zeitalter der Reformation

Unsere Heimat blieb in den ersten Jahrzehnten nach dem Beginn der Reformation (1517) von religiösen Kämpfen verschont.

Aber der Aufstand der Reichsritter (1522) versetzte unsere Vorfahren in große Unruhe. Franz von Sickingen, ein Freund Luthers und der neuen Lehre, befohletete den Erzbischof und Kurfürsten von Trier, Richard von Greiffenklau. Der Störenfried fiel mit einem Söldnerheer in das Trierer Land ein. Das Städtchen Wittlich und die Landesburgen Neuerburg und Obermanderscheid rüsteten fieberhaft zur Abwehr. In Wittlich erschienen Herolde des Landesherrn und boten einige Dutzend Reiter zum Kampfe gegen den Sickingen auf, der Trier vergeblich zu erobern versuchte. Der Führer der Reichsritter zog auf dem rechten Moselufer nach Bernkastel. Richard von Greiffenklau folgte Franz von Sickingen mit auserlesenen Mannen auf dem linken Ufer des Flusses. Der Gegner konnte Bernkastel nicht einnehmen, sondern zog sich auf Burg Landstuhl in der Pfalz zurück, wo er an einer schweren Verwundung starb. Jetzt atmeten unsere Ahnen erleichtert auf, der Krieg hatte sie noch einmal verschont.

Zur Zeit des Bauernkrieges (1525) blieb es bei uns ruhig. Sicher ist diese Tatsache mit darauf zurückzuführen, daß die Trierer Kurfürsten die Belastungen der Bauern gemildert hatten.

Versuche, die Reformation in unserer Heimat durchzuführen

Nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555) gab es im heutigen Kreise Wittlich zwei Gebiete, die in die Glaubensspaltung hineingezogen wurden: die Grafschaft Manderscheid und das Cröver Reich. Der Reichstag zu Augsburg stellte nämlich den unheilvollen Grundsatz auf, daß der Landesherr die Religion seiner Untertanen zu bestimmen habe.

Graf Dietrich von Manderscheid-Schleiden hatte den lutherischen Glauben angenommen. Er befahl seinen Untertanen, seinem Beispiele zu folgen. Das führte zu großen Schwierigkeiten, die aber aufhörten, als nach dem Tode Dietrichs ein Graf von Manderscheid-Gerolstein Nachfolger wurde. Der Graf von Manderscheid-Gerolstein, selbst katholisch, führte die alte Lehre wieder ein. 1613 geriet die Grafschaft durch Heirat in die Hände des schwedischen Grafen Steno von Löwenhaupt. Nun begannen die religiösen Unterdrückungen erneut, da Graf Steno ein eifriger Anhänger Luthers war. Die Grafschaftler, die dem Väterglauben treu blieben, setzten sich schweren Strafen aus. Da griff der Kaiser ein. Weil der Schwede fortfuhr, seine Untertanen zu bedrücken, wurde Niedermanderscheid erobert und Graf Steno gefangen genommen. Dadurch scheiterte der Versuch, die Grafschaft zu reformieren.



Wappen des Cröver Reiches

Die Grafen von Sponheim wollten die neue Lehre im Cröver Reich einführen. Der Trierer Kurfürst aber hatte Anteil an der Landeshoheit. Als kaiserlicher Vogt forderte er die Cröver auf, sich bei Gefahr für ihren Glauben an ihn zu wenden. Die Sponheimer ließen 1566 einen lutherischen Prediger mit Gewalt in die Kirche zu Cröv einführen. Nun erschien der trierische Obervogt im Cröver Reich, Graf von Kesselstatt, der Amtmann von Wittlich und 10 Reiter und 20 Hakensützen in Cröv. Der katholische Geistliche konnte unter dem Schutz der Bewaffneten wieder die Messe lesen und predigen. Danach erschien ein Prediger der

neuen Lehre, von etwa 20 Bewaffneten begleitet, in der damals rechts der Mosel gelegenen Kirche von Reil. Schließlich kam eine Einigung zustande: Den Crövern blieb es freigestellt, in den nächsten sponheimischen Orten (Wolf, Trarbach, Enkirch) zur Predigt zu gehen. Jede Schmähung der andern Konfession sollte unterbleiben. Die Bewohner des Cröver Reiches aber hielten an der katholischen Lehre fest.

Von Pest, Hunger und Krieg

In geschlossener Reihe, unaufhaltsam, unwiderstehlich brausen vier gespenstische Reiter heran und stampfen alles in den Boden, was sich ihnen entgegenstellt: auf weißem Rosse der Sieg, dann auf blutrottem der Krieg, ein gewaltiges Schwert schwingend, dann auf schwarzem Pferd der Hunger und ganz vorne, auf fahlem Rößlein, der Tod.

Wie oft mögen sie im Laufe der Jahrhunderte, zumal der drei letzten, durch unsere Heimat geritten sein und ihre Spuren hinterlassen haben: rauchende Trümmerstätten, entsetzliche Hungersnot und Seuchen aller Art. Mit welcher Inbrunst mögen in solch schweren Zeiten unsere Vorfahren die altehrwürdige Bitte der Litanei gebetet haben: „Von Pest, Hunger und Krieg erlöse uns, o Herr!“, wenn sie erleben mußten, wie unter den Schlägen dieser Gottesspeißen blühende Siedlungen sich entvölkerten und in Asche sanken.



Dürer: Die Apokalyptischen Reiter

(Dechant Brückmann †, Niederöfflingen)

Im Dreißigjährigen Krieg

Von 1618–1648 wütete in unserem Vaterlande der Dreißigjährige Krieg. Er zerstörte in den drei Kurstaaten Köln, Mainz und Trier 327 Schlösser, 205 Städte und 2033 Dörfer. Unsere Vorfahren sahen den Krieg im Lande mit all den Greueln damaliger Zeit. Die unaufhörlichen Durchmärsche der sengenden und plündernden Kriegshorden mit ihrem Troß von Weibern und Kindern und die andauernden Einquartierungen von Freunden und Feinden preßten aus der armen und er-

schreckten Bevölkerung das Allerletzte heraus. In den Ortschroniken lesen wir: „Die Zahl der männlichen Bürger fiel von 75 auf 13, von 50 auf 14, von 125 auf 50, so mehrerenteils verderbt; Dorf und Kirche geplündert; alle Bäume eingerissen; das Dorf fast ganz ausgebrannt“. Die armen Menschen hatten sich in die Wälder zerstreut. Seit dieser Zeit singen die Kinder: „Maikäfer, flieg; dein Vater ist im Krieg, deine Mutter ist im Pommerland, Pommerland ist abgebrannt, Maikäfer, flieg!“ Im Jahre 1647 explodierte in Wittlich ein Pulverturm. In rasender Geschwindigkeit wurden Kirche, Burg, Rathaus, Hospital, Stadttore und zwei Drittel der Wohnungen und Stallungen ein Raub der Flammen.

Totentanz im Eifeldorf

„Kyrie eleison!“ Müde irt die Stimme des greisen Pfarrherrn durch das Zwielicht des Eifelkirchleins.

Kyrie eleison! — Zwanzig Jahre Krieg!

Christe eleison! — Zwanzig Jahre kein Brot!

Kyrie eleison! — Zwanzig Jahre nur Tod!

Geduckt knien die Bauern in den Eichenbänken, als halte sie eine gewaltige Faust am Boden. Und erst die Frauen! Unter dunklen Tüchern starren leere Augen.

„Et in terra pax hominibus, bonae voluntatis!“ — Lacht da nicht einer? Daß Gott erbarm, wahrhaftig, der bäuliche Köhler-Hannes aus dem Hinterbüsch, dem ein kroatischer Säbelknaf den Verstand geraubt, als er mit rußigen Fäusten den Schandbuben an die Kehle fuhr. Ein Sonnenstrahl stiehlt sich durch ein rundbogiges Fenster, zaghaft, als fürchte er, die Beter zu schrecken. . . - „Passus et sepultus est!“ — Mit brüchiger Stimme singt der Schulmeister. Vor Jahren floh er von Wittlich hier herauf, wo er - es war ein halbes Wunder - dem Wüten des „Schwarzen Todes“ entging. Jetzt beten die Bauern, die Frauen und die Kinder. Beten - alle Heiligen, nein, das ist kein Beten mehr! Gellen dort nicht die verzweifelten Schreie Hungernder? Klagt dort nicht das Stöhnen unschuldig Gefolterter und Gequälter? - „Miserere nobis!“ - Furchtbar ist diese Sprache! Dröhnend schlagen ihre Worte an die ewige Pforte. Rufe aus der Tiefe! „Miserere nobis!“

Blutrot steht die Sonne über dem Dorf, als die Beter wie müde Pilger den Kirchhügel hinabschreiten. „Herr Jesus“, murmelt die junge Wagner-Marie, „seht, die Sonne! So rot, so blutig rot! Miserere nobis!“ Seit ihr Mann und ihr Bübchen vor drei Jahren von schwedischer Soldateska gemordet, hat sie das Weinen verlernt. Damals, es war ein Sonntag, schien auch die Sonne so rot. Seit jenem Tage geht sie wie eine Umnachtete durchs Dorf.

Noch haben nicht alle Meßgänger ihre Hütten erreicht, als das Glöcklein vom Kirchhügel loswimmert. Sturm! Immer schneller, immer gellender. Sturm! Hilf Gott! Sturm! Feinde! Jetzt überschlagen sich die Töne. Wirr taumeln die Rufe zu Tal.

Da kommt es auch schon vom Wald her. Erst eine mächtige Staubwolke, Geschrei, Waffenlärm, dann Reiter, Musketen, Spieße; Kerle mit bunten Hüten und höllischen Gesichtern, dahinter Wagen mit Weibern, Fässern und - Gott sei's geklagt - Mönche, gefesselt, mit blutigen Köpfen und zerrissenen Kutten.

„Jäh bricht das Sturmgeläut ab. Noch einen letzten Schrei waagt das Glöcklein, verzweifelt, beschwörend - da springt auch schon der rote Hahn aufs Kirchendach. Dampf hocken die Eiffler in ihren Stuben und schreien nach Gott. „Miserere nobis!“ Andere fluchen grausig und zügellos. Beim Schäfer-Theis klirrt eine Scheibe. „Vorsteher, raus!“

Draußen steht ein baumlanger Kerl mit einem Gesicht, als sei er des Teufels Oheim. Die narbige Hand spielt mit einer Pistole. „Alle Schweine, Hühner, Eier, Heu, Hafer, Silber und Kupfer hier auf einen Haufen! Aber flink, Bruderherz, sonst . . .“ Mit einem dröhnenden Lachen wirft der Galkenvogel seine Pistole in die Luft und fängt sie geschickt wieder auf. „Außerdem ein paar Weiber! Sollen für uns sieden und backen! Aber schnell!“ Ein bespornter Stiefel tritt in des Bauern Hüfte, daß dieser rennt, als sei der Leibhaftige hinter ihm. In den Häusern geht es bald drunter und drüber. Was nicht niet- und nagelfest ist, fliegt durch die Fenster. Etliche Burschen schlachten Schweine, andere üben sich im Köpfen von Gänsen. Von den Wagen werden Fässer gerollt. Ein wüstes Gelage beginnt. Einen Weintransport haben die Gauner geschnappt. Etliche Mönche und Reisige hatten sich recht und schlecht gewehrt. Es waren ihrer zu wenige. Nun liegen die Ärmsten elend verdroschen und malträtiert in der Tenne der Wagner-Marie. Die Kirche und der Pfarrhof brennen hellauf. Am Pfarrer hat gleich einer seinen Säbel gewetzt, als der Gottesmann sich schützend vor seine Kirche stellte. Zwei Soldaten bringen den Köhler-Hannes. Der Ärmste hatte dem Feldhauptmann ein eichenes Kreuzifix über das gotteslästerliche Maul gehauen. Grühlend wird er zum Lagerplatz gestoßen. Dort werden mancherlei Quälereien an ihm versucht. Wüstes Fluchen klingt in den sinkenden Tag. Immer neue Scharen strömen ins Dorf. Die alte Weinstraße, die oben am Wald vorbeizieht, auf der die Klosterherren seit Jahrhunderten ihren Moselwein heimwärts bringen, hat es dem Gesindel besonders angetan.

In der Nacht brennen drei Häuser nieder. In einem verbrennen elend drei betrunkene Würfelspieler.

Am Morgen ist der Spuk verschwunden. Zurück bleiben schwelende Gerüche, Gequälte, Tote, Häuser, in denen das unterste zu oberst gekämmt wurde, und Lebende, welche die Toten beneiden. Neben dem großen Pestgrab bettet man den toten Pfarrer mit seinen erschlagenen Getreuen in die barmherzige Erde. Nun ruht er unter denen, die er damals mit eigener Hand bestattet, als niemand es wagte, die Pesttoten zu begraben. Sein letztes Silber hatte er fremden, liederlichen Gesellen geboten, die ihm bei diesem Werk zur Hand gehen wollten. Arg wurde er betrogen.

Nun liegt er da, und die Zurückbleibenden blicken dumpf zur Erde. Keiner schaut gen Himmel.

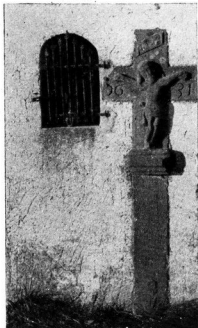
Nur der Schulmeister, zittrig und morsch, murmelt ein kurzes Gebet.
Heinz Haller, Greimerath

Der Hunger quält unsere Vorfahren

Schon gegen Ende des 16. Jh. war eine schlimme Hungerszeit. Mißwachs führte zur Hungersnot und Teuerung. Von 19 Jahren sollen im Trierer Land nur zwei fruchtbar gewesen sein. Den Kriegen folgte immer das Gespenst des Hungers. Das gilt vor allem für den 30-jährigen Krieg. Über das Elend zur Zeit der Kriege Ludwigs XIV. berichtet das Kirchenbuch des Pfarrers von Minheim: „Groß war die Hungersnot. Bettler und Arme standen scharenweise vom frühen Morgen, kaum daß die Sonne aufgegangen war, bis tief in die Nacht hinein vor den Türen und erhoben ihr Geschrei.“ Über das damals übliche Haferbrot schreibt der Geistliche: „... und es schmeckte allen süß“. Manche Flurbezeichnungen mahnen uns an die schrecklichen Hungerszeiten, z. B. „Hungerwiese“, „Pfennigwiese“. Gibt es in deiner Heimat ähnliche Beispiele?

Den großen Hungersnöten machte erst die Einführung des Kartoffelanbaues ein Ende. Sie erfolgte für Kurtrier im Jahre 1737.

Die beiden Pestkreuze zu Binsfeld



Täglich gehen viele Menschen an dem Kreuz bei der alten Knabenschule vorbei, ohne sich bewußt zu werden, welche Bedeutung dieses Kreuz hat. Die Männer greifen dann im Vorbeigehen zur Mütze, um nach althergebrachter Sitte den Herrgott zu grüßen, die Frauen stellen zu allen Jahreszeiten Blumen in die Nische vor eine aus rotem Ton gebrannte Madonna, die ein Binsfelder Bildhauer vor einigen Jahren modellierte. Alt und verwittert ist dieses Kreuz, und der Vorbeigehende vermag kaum, die Inschrift zu erkennen:

„Dis Creutz hat Dietzen Fren von Binsfeld und sein Hausfrau Hilea (Helena) Got zu Ehren lassen machen.
Zu Gedechtnus ehres Kindes das im Jahre 1631 den Dot hat geleden“.

Die Menschen der damaligen Zeit betrachteten die Pest nicht als eine Krankheit, sondern als eine Strafe Gottes. Deshalb gingen die Leute von Binsfeld in ihrer Angst und Not zum Pestkreuz und legten ihre Opfergaben (Geld und Eier) in die Nische, in der heute das Madonnenbildnis steht. Niemand im Ort erdreistete sich, dieses Opfer unberechtigt wegzunehmen, wollte er nicht von der Pest befallen werden. In Scharen wallten die Menschen zu den Pestkreuzen, und es ist anzunehmen, daß die Binsfelder zum Pestkreuz am „Belsenboor“ gingen, wo es damals noch stand (heute steht es am Waldweg nach Arenrath). Im Jahre 1639, als die große Pestseuche schon im Abklingen war, wurde das Kreuz mit nachfolgender Inschrift errichtet:

1639

Sosanna von Beinsfeld
hat das Craus su eren Gotes
lasen aufreichten.

Franz Gnad, Binsfeld

Schnitter Tod hält genauvulle Cente

Der „Schwarze Tod“ wütete furchtbar. Dörfer gingen unter oder starben zum großen Teile aus. Kröv wurde Anfang des 15. Jh. plötzlich von der Seuche ergriffen. Sie raffte einen großen Teil der Bewohner hinweg. Die vom Tode verschonten siedelten sich neben dem Königshof, den Kloster- und Adelshöfen an, wodurch das neue Kröv entstand. Die Kröver nannten die im 15. Jh. gegründete St. Sebastianusbruderschaft mit gutem Recht „Elendsbruderschaft“. In der Kapelle zu Ferrer bei Pies-

port steht eine Figur des hl. Rochus, des Pestheiligen, aus dem 16. Jh., und auf der Piesporter Höhe nach Klausen hin erinnert das „Spoa-Bildchen“ an den schwarzen Tod. Dort war die Sperre, bis zu der die benachbarten Dörfer Klausen und Krames Lebensmittel brachten, wo sie von den Pestkranken aus Piesport abgeholt wurden. Es trägt unter einem Bild der Schmerzhafte Mutter die Inschrift: „Anno 1506 bis 1508 blieben hier zu Piesport von 98 Bürgern übrig 16. Starben mit der Lungen-Pest-Krankheit“.

Von Hontheim wird berichtet, daß dort 1633 die mörderische Krankheit wütete. Das Friedhofskreuz in Laufeld vom Jahre 1632 mahnt uns. In Seinsfeld scheint das Jahr 1637 das schlimmste gewesen zu sein. (Im Kloster St. Thomas a. d. Kyll starben von 19 Nonnen 16 an der Pest, darunter die Äbtissin Anna von Lonzen, die von der Burg Seinsfeld stammte). Die Kapelle in Oberscheidweiler ist neben der hl. Katharina dem hl. Rochus geweiht. Auf dem Gemeindeplatz vor der Kirche zu Sehlern steht ein Pestkreuz v. J. 1631 mit Darstellungen des hl. Rochus und des hl. Sebastianus. Bereits i. J. 1519 starben in Wittlich mehr als 400 Einwohner am „Schwarzen Tod“. Von 1630 bis 1636 soll die Seuche ununterbrochen in dem Städtchen gehaust haben. Nach dem ältesten Wittlicher Kirchenbuch sind in den Pestjahren 1630 und 1631 145 Menschen von dem unbarmherzigen Tod dahingerafft worden, insgesamt starb ein Drittel der Einwohner. Innerhalb von 40 Jahren erlagen von sechs Wittlicher Pfarrern fünf der grauenvollen Pest. Nun begreifen wir, warum St. Rochus der Stadtheilige wurde.

Untergegangene Dörfer in unseer Heimat

Ankes oder Unkenstein

Die Straße von Wittlich nach Plein führt an einer Kapelle vorbei, dem sog. „Unkenhäuschen“. Die Flur, in der die Wegkapelle steht, heißt „Ankes“. Die Namen erinnern uns an das Dorf Ankes oder Unkenstein. Es lag einst an der Lieser, dort, wo die Straße nach Plein das Tal verläßt. Aus Urkunden ist das Vorhandensein des Ortes nachzuweisen. So erfahren wir aus dem Jahre 1346 folgendes: Auf einem Weinberg bei Ankast ruhte eine jährliche Rente. Hinkeln von Plyn übertrug sie der Abtei Himmerod. Die Urkunde, vom Wittlicher Pastor Wilhelm besiegelt, nennt zwei Schöffen von Ankast als Zeugen. Auch später wurde das Dorf öfters erwähnt; 1656 war es noch vorhanden.

Aus welchem Grunde ist Ankes untergegangen? Der Ort scheint in einer der schrecklichen Pestzeiten des 17. Jh. ausgestorben zu sein. Oder haben die letzten Bewohner das so furchtbar heimgesuchte Dorf verlassen? Die Kirche von Ankes blieb bis zur Säkularisation (1803) erhalten. Zwei Eremiten hatten im 18. Jh. bei dem einsamen Gotteshaus ihre Wohnung. Sie versahen den Küsterdienst und lebten von Handarbeit und Almosen. So verfertigten die frommen Einsiedler Kerzen für die benachbarten Kirchen. Zur Zeit der französischen Herrschaft wurde die Einsiedelei aufgehoben und versteigert. Das Gotteshaus zerfiel; Stiftungen und die Glocke kamen an die Kirche zu Plein. Seitdem hat Plein den Patron von Ankes, den hl. Jakobus d. Ä., als Schutzheiligen.

Hartzdorf (bei Neuerburg)

Auch das Bestehen Hartzdorffs läßt sich urkundlich nachweisen. Das Trierer Stift St. Maximin war in der Bombogener Gegend reich begütert. Ein Verzeichnis der Maximiner Besitzungen (aus dem Anfang des 13. Jh.) nennt nach Dorphé, Lukesinge (Lüxem) und Flosbach einen Ort Hartzdorf. Später hielt die Siedlung Filiale Hatzdorf und Hartzdorf.

1593 ist Hartzdorff zum letzten Male urkundlich erwähnt. Auch hier muß angenommen werden, daß der Ort im 17. Jh. in einer Pestzeit, vielleicht um 1630, untergegangen ist. Eine Kapelle und die Flur „Hatzdorf“ geben die Stelle an, wo einmal Hartzdorff stand.

Heinzerath

Das Gotteshaus, der Friedhof und eine Mühle sind übrig geblieben von dem Dorfe Heinzerath. In einer Urkunde des großen Balduin ist die Rede von einer „Weinrente aus Henzerode bei der Neuerburg“. Ein Güterverzeichnis der Abtei St. Maximin-Trier berichtet folgendes: „Heinzerath das Dorf ist vorlängst (das Verzeichnis ist von 1691) ganz vergangen und nahe unter Olkenbach gestanden, nunmehr aber dessen Inwohner Erben ahn und in Olkenbach gebauwet und ein Dorf gemacht“. Demnach ist Heinzerath ebenfalls im 17. Jh. untergegangen. Auch hier muß die Pest als Ursache dafür angenommen werden.

Mellich

Wo heute Hof Mellich liegt, stand einst das zu dem Hofe gehörige Dorf gleichen Namens. 1278 war der Hof im Besitz des Herrn Theoderich von Esch. In Urkunden werden im Zusammenhang mit Mellich noch die Herren Conrad und Philipp von Esch, ein Herr von Seinsfeld und der Graf von Manderscheid - Daun genannt. Das aus 14 Häusern bestehende Dorf ist im 17. Jh. vernichtet worden. Daraus läßt sich schließen, daß der Untergang Mellichs im 30jährigen Kriege erfolgte. Der Hof ist damals anscheinend erhalten geblieben.

Menschen unserer Heimat wandern nach dem Osten und Südosten aus

Von der Ostkolonisation im frühen Mittelalter

Bereits im 12. Jh. setzte die Ausbreitung des Christentums und Christentums im weiten Osten durch unser Volk ein. Einzelheiten über die Teilnahme unserer Vorfahren an dem großen Werke sind nicht bekannt. Aber eines wissen wir: Unter den etwa 10 000 deutschen Bauernfamilien, die dem Rufe nach Ungarn (um 1150) folgten, befanden sich auch viele aus den Ländern am Rhein. Als eine sehr bedeutende, vielleicht sogar die stärkste Quelle des Stromes vom Rhein nach dem Osten, werden das Trierer Land, Mosel und Eifel genannt. Viele der „Siebenbürger Sachsen“ waren Moselfranken.

Bei der Kolonisierung und Christianisierung des Ostens zeichneten sich die Zisterzienser besonders aus. In einer Abhandlung über das Werden und Wirken der Abtei Himmerod lesen wir: „Als Eigenart mag es indes dastehen, daß sich Himmerod auch an der Missionierung des heidnischen Ostens aktiv beteiligte. Dies geschah durch den seligen Mönch Petrus von Koblenz, der um das Jahr 1220 in Livland als Pfarrer und Missionar unter den Heiden segensreich wirkte, was ihm im Himmeroder Heiligenkalender den Ehrennamen „Apostel Livlands“ eintrug.“

Von der Auswanderung im 18. Jahrhundert

Eine letzte und besonders umfangreiche Abwanderung in den weiten Osten setzte in der 2. Hälfte des 18. Jh. ein. Aus den amtlichen Registern in Wien und Budapest sind uns die Namen und meistens auch die Heimatorte der Ostlandfahrer bekannt. Die folgenden Ausführungen beschränken sich, außer Reil, auf die Eifel, für die das Material vorlag. „Die Abwanderung erfolgte in zwei Wellen: zwischen 1764 und 1768 nach

Südungarn (Banat und Batschka) und zwischen 1784 und 1786 nach Galizien. Südungarn, ein fruchtbares Gebiet, war durch die Türkenkriege verwüstet und entvölkert, Galizien, früher polnisch, vor kurzem österreichisch geworden.“

Wohin wanderte aus?

Der Kreis Wittlich stellte unter den sechs Eifelkreisen Wittlich, Daun, Bitburg, Prüm, Schleiden und Adenau den größten Teil der Ostlandfahrer. Nach den Registern kamen aus den sechs Kreisen 157 Familien mit 600 bis 700 Personen nach Südungarn, wovon 81 aus dem Kreise Wittlich stammten. Nach Galizien zogen 57 Familien mit 300 bis 400 Personen, davon aus unserer Heimat 26. Der tatsächliche Umfang der Abwanderung war sicher größer. Die „Massenflucht“ bereitete den Landesherren beträchtliche Sorgen. In einer Verordnung für Kurtrier heißt es, daß nur die durch Armut, Schwelgerei und Müßiggang lästigen Untertanen den freien Abzug nach den Ostgebieten hätten. Aus den Registern ergibt sich, daß der weitaus größte Teil der Siedler aus Bauern bestand, nur wenige Handwerker waren darunter.

Aus dem Kreise Wittlich wanderten bei der 1. Welle aus: je eine Familie aus Diefenbach, Hasborn, Niederöfflingen, Osann, Plein, Piesport und Rievenich, je 2 aus Flußbach, Neuerburg und Wittlich, 3 aus Pohlbach, 4 aus Lülxem, 5 aus Niederscheidweiler, je 6 aus Bruch und Landscheid, je 7 aus Eisenschmitt und Hupperath, 30 aus Dreis. Bei der 2. Welle kamen aus Lülxem, Olkenbach und Piesport je 1 Familie, aus Osann 2, Binsfeld 3, Hasborn 7 und aus Reil 11 Familien.

Warum wanderten unsere Landsleute aus?

Da müssen wir zunächst an die wirtschaftliche Not denken. Der karge Boden lieferte nur geringe Erträge. Grundherrliche Abgaben und Frondienste bedrückten viele sehr. In der Grafschaft Manderscheid z. B. brachte auch das sog. Stockerbenrecht vielen Untertanen große Nachteile. Manchen schreckten die Erzählungen aus den fast 200 Jahre währenden Kriegzeiten. In die Eifel gelangten, etwa durch österreichische Soldaten, Berichte über die guten Verhältnisse in der neuen Heimat der Landsleute.

Nun kamen die Werber der großen Kaiserin Maria Theresia und ihres Sohnes Josef I. in unsere arme Heimat. Machten sie nicht die verlockenden Versprechungen? Freiheit für die bis dahin unfreien Menschen; Vieh, Saatgut und Land. Die Siedlungsgebiete waren fruchtbar; so gediehen in Südungarn Korn, Weizen und Wein. Mancher Eifelbauer dachte: „Daheim Steine und Not, dort Weizen und Brot.“ Beim Bau der Höfe sicherte der neue Staat volle Unterstützung zu. Er gewährte für zehn Jahre Steuerfreiheit; bis zur neuen Ernte lieferte er alles Notwendige. Wundern wir uns da, daß so viele Eifler dem Rufe der Habsburger folgten?

Im der neuen Heimat

Die genüglichen Auswanderer führten ihr schweres Werk mit größter Zähigkeit durch. Wenn die Schwierigkeiten auch oft unüberwindlich schienen, die Moselfranken hielten stand, während manche Italiener und Spanier Ungarn bald verließen. Durch Tüchtigkeit, Sparsamkeit und Fleiß gelangten die tiefgläubigen und familientreuen „Schwaben“ (so nannten die Ungarn die Deutschen schlechthin) zu Wohlstand und Ansehen.

Kaiser Josef I. kam auf einer Besichtigungsreise durch das Banat und schrieb in sein Tagebuch: „Von St. Niklas auf Arat ritten wir durch

schöne bebaute Gegenden. Die Dörfer sind zahlreicher und meistens sehr groß, gemeinlich weit über 100 Häuser. Die Einwohner bestehen aus Deutschen, meistens Trierer, Luxemburger und aus dem Sauerland. Sie sind ziemlich wohl zufrieden. Doch wollen einige ihre Kirchen größer und andere mehr Land haben."

(Nach Bürgermeister a. D. Max Müller †, Wadern)

Und heute?

Im Herbst des Jahres 1952 besuchte ich in der Oberdorfstraße zu Ürzig ein kleines Fachwerkhaus, das über seiner geschnitzten Tür die Jahreszahl 1680 trägt. Ein reizvoller Erker hängt wie ein Schwalbennest über die Straße. Als ich es besuchte, war dieses fast dreihundert Jahre alte Winzerhäuschen die Heimstatt einer moselfränkischen Familie, die aus der Heimat in der Batschka im heutigen Jugoslawien vertrieben worden war. Es war die Familie des tapferen Bauers Georg Fröhlich, die dort auf fruchtbarstem Boden hohe Hanfstangen gezüchtet hatte und nun wieder zwischen den Weinstöcken lebte, wieder Zuflucht gefunden hatte in der Heimat der Ahnen. Sie zeigten mir voll Stolz zwei fette Schweine im Stall. Das war ihr neuer Anfang. Dazwischen liegen 200 Jahre deutsches Schicksal, und die wackere Großmutter von 72 Jahren sprach bei meinem Besuch das weise Wort, es könne niemand sagen, er habe auf Erden eine Heimat; die einzige sichere Heimat sei in unserer Zeit über den Sternen.

Peter Kremer

Unsere Heimat unter französischer Herrschaft

Als in Frankreich am 14. Juli 1789 eine Revolution ausbrach, wirkte diese sich auch in unserer Heimat aus. An manchen Orten entstanden Unruhen, und man verlangte nach dem Beispiele Frankreichs „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. Der damalige Kurfürst Clemens Wenzeslaus konnte diese Bewegung nicht unterdrücken. Bald rückten französische Truppen in unsere Heimat ein, eroberten 1794 die Stadt Trier, und das ganze linksrheinische Erzstift kam in französische Gewalt. Damit fand der Kurstaat Trier ein Ende. Im Frieden zu Campo Formio (1797) mußte das linke Rheinufer und somit der linksrheinische Teil des Kurfürstentums Trier an Frankreich abgetreten werden.

Sofort nach dem Einmarsch des französischen Heeres übernahm die französische Regierung die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt im Kurstaat Trier. Sie regierte nun in unserer Heimat nach französischen Grundsätzen. Das ganze Gebiet wurde in vier Departements eingeteilt. Unser Land gehörte zum Departement Saar. Jedes Departement war unterteilt in Kantone, jeder Kanton in Communes. Ein Commissär verwaltete das Gebiet. Um das Jahr 1800 hießen die leitenden Männer Präfekten, Unterpräfekten und Maires. In ähnlicher Weise wurde unsere Heimat auch später verwaltet, als die Franzosen abgezogen waren. Sie behielt die Einteilung in Regierungsbezirke, Kreise und Bürgermeistereien bei.

Die kirchlichen Zustände wurden im Erzstift Trier völlig umgestaltet. Die kirchlichen Würden, kirchliche Zeremonien auf den Friedhöfen, Prozessionen, Wallfahrten, kirchliche Zeremonien auf den Friedhöfen und öffentliche Kundgebungen religiöser Art waren verboten. Im Jahre 1802 hob man alle geistlichen Orden auf und verbot ihnen. Im Jahre wandelte man in eine Pfarrkirche um; das Vermögen, Land und Gebäude, kam zur Versteigerung. Dasselbe Schicksal erlitt die Stiftskirche in Springiersbach. Im Jahre 1804 versteigerte man das Franziskanerkloster in Wittlich. Heute ist in einem Teil der Gebäude die Volksschule untergebracht. Einige Namen, wie Klosterschenke, Klosterstraße,

erinnern noch an das ehemalige Franziskanerkloster. Auch die Abtei Himmerod wurde 1802 aufgehoben, die Kirche später abgebrochen; die Güter wurden versteigert.

Der Adel und die geistlichen Genossenschaften verloren mit ihren Gütern auch die Herrschaftsrechte über ihre bisherigen Untertanen. Freiheit in Handel, Verkehr und Landwirtschaft brachte einen großen Aufschwung. Es wurden neue Straßen angelegt. Auch das Steuerwesen wurde geändert. Ländereien, Häuser, Möbel und Personen unterlagen einer Abgabe. Die Türen und Fenster der Gebäude wurden nach ihrer Zahl besonders besteuert. Die Bevölkerung hatte an die französische Armee große Naturalleistungen und außerdem Frondienste zu leisten.

Die Zeit der französischen Herrschaft in unserer Heimat dauerte ungefähr 20 Jahre. Sie war für die spätere Einteilung und Verwaltung des Landes von Bedeutung. Viele französische Namen von Personen und Gegenständen in unseren Dörfern gehen auf diese Zeit zurück. Auch unsere Mundart übernahm viele Ausdrücke aus der französischen Sprache.

Peter Bidinger, Bausendorf

Französische Familiennamen im Wittlicher Land

Während der französischen Revolution mußten die Geistlichkeit und der Adel Frankreichs flüchten. Viele fanden im benachbarten Erzstift Trier eine gastliche Aufnahme. Allein in der Stadt Trier zählte man im Jahre 1789 schon 800 Franzosen, die ihre Heimat verlassen mußten. In Koblenz bildeten die Emigranten eine zweite französische Regierung (Exilregierung). Teilweise waren es auch napoleonische Soldaten, die in unserer engeren Heimat, vor allem im westlichen Teil des Wittlicher Landes, eine neue Heimstatt erwarben. So finden wir heute noch die Namen: Lequen, Condé, Jardin, Legrand, Lejeune, Flory (Fleury), Mischeroux, Grosdidier, Carpentier, Collong, Grandjean, Remmy, Badry, Delveaux u. a., die sich seit 150 Jahren in vielen Orten des Kreisgebietes verbreitet haben.

Und nun suche einmal selbst Wörter aus eurer Mundart, die aus der „Franzosenzeit“ stammen!

Heinz Haller, Greimerath

Das Ende der französischen Herrschaft

Die Französische Revolution endete im Kaisertum Napoleons I. Zahlreiche Männer des Wittlicher Landes mußten an seinen Kriegen teilnehmen. Nur wenige sind zurückgekehrt; sie haben manches zu erzählen gewußt von ihren Erlebnissen.

Napoleons Stern sank im Winter 1812 auf 13 in Rußland. Die französische Herrschaft über unsere Heimat fand ihr Ende am 1. Januar 1814. Am Neujahrstage zogen Truppen der verbündeten europäischen Mächte in die Stadt Wittlich ein. Es waren kurhessische Soldaten, eine Abteilung russischer Artillerie, und wenige Tage später folgten die Preußen. Im „Preußenloch“ im Grünewald hatten sie Biwak bezogen. Am 3. Mai bezogen am Wittlicher Burgtor 1600 Kosaken mit 2000 Pferden Biwak. Da gab es viel zu schauen für die Kinder; aber die Bürger mußten immerfort Fleisch, Hafer, Heu, Stroh, Brot und Branntwein abliefern. Die Durchzüge der Heere dauerten bis in den Frühling des Jahres 1816. Es war eine unruhige und unheimliche Zeit. Viel Gesindel trieb sich auf der Landstraße herum, und Räuberbanden, von denen eine ihr Hauptquartier in Bausendorf und im Kandelwald hatte, ließen die Leute keine Nacht ruhig schlafen. Aber sie hatten die Hoffnung, daß nun alles bald besser werde; denn es war Frieden unter den Völkern, und mit Gottvertrauen gingen sie ans Aufbaupark.

Der Kreis Wittlich wird preußisch

Nun hatten Waffenlärm und Heeresberichte ein Ende, bald hörten auch die Einquartierungen und Kontributionen völlig auf. War auch die Gegenwart noch voller Not und Unsicherheit, die Zukunft noch dunkel und schwer, so war man doch bald wieder sein eigener Herr im Hause und im Dorf. Durch Erlaß des Königs Friedrich Wilhelm III. vom 5. April 1816 ward das „Großherzogtum Niederrhein“ gegründet, dem das ehemalige Departement Rhein-Mosel-Saar zufiel. 1822 entstand daraus die preußische Rheinprovinz, und der Kreis Wittlich kam zum Regierungsbezirk Trier.

„Nun sind wir also Preußen“, schrieb der Gemeindevorsteher eines Einfeldorfes in die Ortschronik, und man hat das Gefühl, als ob er dabei mit einem Auge lachte, mit dem andern weinte. Man mußte halt einmal abwarten, was das neue Regime brächte; aber „man war doch wieder deutsch.“ In den ersten Jahren mußte der preußische Staat viele Zuschüsse leisten, um der schrecklichen Not zu steuern. Als einmal die Bauersleute erschöpft und überdrüssig von dem Lärm und Leid der Zeit klagten, der Krieg sei doch nun schon lange zu Ende und noch immer werde es nicht besser im Lande, da hielt ihnen der Pastor des Sonntags im Hochamt folgende Predigt: „Seht, liebe Leute, ihr habt recht, der Krieg ist eigentlich zu Ende; jedoch wenn wir Heiden wären, dann würden wir sagen: des Kriegsgottes Fackel flackert noch, und Furcht und Schrecken, seine Begleiter, haben noch nicht aufgehört. Aber wir sind Christen, und da sagen wir so: alles steht in unseres Herrgotts Hand! Warum Plagen, Sorgen, Hunger und Todesgefahr noch kein Ende nehmen, er weiß es gewiß; sei es, weil wir noch für vieles zu büßen haben, oder sei es zur Läuterung unserer Seelen. Haltet stand! Ertragt die Not! Es ist Friede, und es wird einmal besser werden!“ Da gingen die Leute heim, faßten neuen Mut und sprachen zueinander: „Wir halten durch!“ Und sie bissen auf die Zähne, als ihnen die Grundbirnen und Schneidebohnen erkalteten mitten im Juli 1817. Das Saatkorn, das ihnen die neue Regierung lieferte, streuten sie im Herbst vertrauensvoll in die Furchen, und sie versprachen mutig, es im nächsten Jahr zurückzugeben „mit einem Sester (25 Liter) auf jedes Sömmern (Maß) als Zins.“ Im Jahre 1818 gediehen Hafer und Grundbirnen gut, Korn war aber noch zu wenig gepflanzt, doch ließ die vermehrte Saat für 1819 auch hier eine gute Ernte erhoffen, „wenn der Herrgott den Segen gibt und jeder das Seine tut, jeder an seiner Stelle, jeder an seinem Ort. Der Eid auf die neue Verfassung ist geleistet, die Kinder gehen wieder zur Schule ins Backhaus und singen auf dem Dorfweg: Der Himmel ist blau, das Wetter ist schön!“

(Aus Wilhelm Hay: Vergilbte Blätter, nach einer alten Pfarrchronik.)

Aus den Revolutionsjahren 1848/49

Das Jahr 1848 kann „eines der größten der deutschen Geschichte“ genannt werden. „Denn damals sprang der Funke der Französischen Revolution, die die Volksrechte in den Mittelpunkt des Staats- und Verfassungslbens rückte, nach Deutschland über und entfachte eine hellodernde Flamme der Begeisterung für ein freies, einiges, großes deutsches Vaterland.“ (M. J. Mehs) Auch unsere Vorfahren schauten voll Hoffnung nach Frankfurt und Berlin, wo Vertreter des Volkes die Forderungen der Freiheitskämpfer verwirklichen sollten. Das Volk wollte durch eine demokratische Verfassung Anteil an seiner Regierung haben.

Einiges aus dem Wittlicher Intelligenzblatt vom Jahre 1848

Endlich gab es Pressefreiheit, und die nutzte man sehr gründlich aus. Da steht in einem ABC für Kinder:

„Die Kaiser und Könige man häufig berügt,
In Karten der König neben dem Bauern liegt.“

Die Zeitung unterrichtete die wißbegierigen Bürger besonders über die Ereignisse in Frankfurt und Berlin. Bei wichtigen Geschehnissen erschienen „außerordentliche Beilagen“, so nach der Wahl des Reichsverwesers. Die Wittlicher feierten ein „Huldigungsfest an unseren Reichsverweser“ - „Bürger! Bei dem heutigen Feste, das der deutschen Einheit gewidmet ist, dürfte wohl keiner mit einer glänzenden Beleuchtung seiner Wohnung zurückstehen.“ Wir lesen den Aufruf zur Gründung des „Demokratischen Vereins“ und den Bericht über die Gründungsversammlung. Im November geschah folgendes: „Diese Nacht wurde durch Sturmfluten und Trommeln die ganze Stadt alarmiert; es galt, den Bernkastlern zu Hülfe zu ziehen, wo wegen Verhaftung eines Volksmannes Unruhen waren. Unsere Bürgerwehr eilte sofort hin und kehrte am Abend zurück, da wieder alles ruhig geworden war.“ Dieser Marsch hatte für drei Wittlicher und einen Urziger böse Folgen. Fünf Monate saßen sie „hintern Dom“ in Trier in Untersuchungshaft, wurden dann allerdings freigesprochen.

Der Prümer Zeughaussturm

Das Wittlicher Intelligenzblatt vom 20. 5. 1849 meldete: „Prüm, 18. Mai. Heute wurde das hiesige Zeughaus vom Volke genommen und geleert, wobei einige Verwundungen vorkamen.“ Dieser Zeughaussturm war das für unsere Heimat bedeutungsvollste Ereignis in den Revolutionsjahren. Die Freiheitskämpfer sahen in den Waffenarsenalen das „Sinnbild volksfeindlicher Militär Gewalt.“ Am Sonntag, dem 13. Mai, fand auf der Marienburg eine gewaltige Volksversammlung statt, mit Dr. Grün, Mitglied der aufgelösten preußischen Nationalversammlung für die Kreise Wittlich und Bernkastel, als Hauptredner. Demokraten aus Wittlich und anderen Orten des Kreises nahmen daran teil, besonders viele Kröver und Reiler. In Wittlich herrschte in den Tagen nach der Versammlung große Aufregung unter den Freiheitskämpfern. Am 17. Mai nachmittags begaben sich etwa 30 Wittlicher auf den Weg nach Prüm. Über Eisenschnitt, Oberkail ging es. Unterwegs trafen sie mit den Triernern und Bitburgern zusammen.

Am 18. Mai war Prümer Markt. Zwischen 4 und 5 Uhr morgens kamen die Zeughausstürmer, etwa 100 Mann, in Prüm an. Anführer und Hauptpersonen waren die Triierer. Die kleine militärische Landwehrwache wurde schnell überrumpelt, und die Menge drang in das Zeughaus ein, plünderte Waffen, Munition und Bekleidung und verlor alles auf einen Wagen. Die inzwischen alarmierte Landwehr zeigte sich von Anfang an nicht gewillt, Widerstand zu leisten. Ja, es kam zu Verbrüderungsversuchen. Einzelne reichten einander die Hand, und man vereinbarte, nicht aufeinander zu schießen.

Nach der kampflosen Besetzung des Zeughauses durch die Landwehr erfolgte ein erneuter Sturm der Aufständischen, wobei ein Wittlicher verwundet wurde. Die Menge tobte und schrie nach Rache für das vergossene Bürgerblut. Die Verbrüderung mit den Wehrmännern ging weiter; einzelne tauschten Patronen gegen Brötchen. Schließlich versagte die Landwehr allen Gehorsam und verließ eigenmächtig das

Zeughaus, in das nun viele - inzwischen waren auch Prümer dabei - eindringen und weiter plünderten. Gegen Mittag zerstreute sich das Volk, und die Prümer Bürgerwehr besetzte das Gebäude, wurde jedoch später von Trierer Husaren abgelöst.

Das bittere Ende

Dem Zusammenbruch der Deutschen Revolution folgte ein bitteres Ende. Auch unsere Freiheitskämpfer trafen härteste Strafen. Darüber unterrichtet die Darstellung des Prozesses gegen Dr. Grün und 22 Genossen „wegen Hochverrath resp. Plünderung des Zeughauses zu Prüm.“ Die Gerichtsverhandlungen in Trier dauerten 11 Tage, mehr als 200 Zeugen sagten aus.

Außer Dr. Grün, der übrigens freigesprochen wurde, waren alle führenden Männer flüchtig. Die anderen Revolutionäre spielten nur eine untergeordnete Rolle. Zwei Wittlicher sprach das Gericht schuldig und verurteilte sie u. a. zu einer Zwangsarbeitstrafe von fünf Jahren. Nach „ausgestandener“ Strafe blieben beide lebenslanglich unter Aufsicht der Staatspolizei. Der eine, Peter Sprink, hatte am Zeughaussturm teilgenommen, der andere, Peter Niles, in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1849 etwa 60 Gewehre für einige Stunden in seinem Holzschuppen aufbewahrt.

Wieder flammt des Krieges Fackel

Genau fünfzig Jahre hatte der Friede gedauert, da flammt des Krieges Fackel wieder auf, und unsere Urgroßväter und Großväter mußten als preußische Soldaten kurz hintereinander in drei Kriege marschieren. 1864 war es der Krieg mit Dänemark um Schleswig-Holstein, 1866 war es der Bruderkrieg mit Österreich, und 1870/71 war es der Krieg gegen Frankreich. Zwar brachten diese Feldzüge unserer Heimat keine Verwüstungen; aber auf dem Denkmal, das der Kreis in Wittlich seinen Kriegern erstellte, stehen 42 Namen, deren Träger damals ihr Leben lassen mußten:

1866	
Joseph Schommer, Wittlich Vinzenz Neukirch, Dreis Peter Schmitz, Neuerburg	Stephan Bertges, Wittlich Matthias Lehnert, Piesport Matthias Buchholz, Hof Gelsdorf
1870/71	
Phil. Jak. Bernardi, Wittlich Johann Freihöfer, Wittlich Caspar Heinen, Wittlich Johann Schrot, Wittlich Julius Wittus, Wittlich Johann Müller, Hupperath Johann Scheit, Salmrohr Anton Horsch, Rievenich Simon Weber, Rievenich Franz Pitsch, Niersbach Joh. Matth. Esch, Bruch Lion Cahn, Osann Nikolaus Leyendecker, Piesport Nikolaus Lehnert, Piesport Richard Heil, Minheim Joseph Jakob, Minheim Adam Schneiders, Cröv Johann Jakob, Kinheim	Stephan Scheer, Urzig Peter Inglen, Urzig Karl Schönborn, Bonsbeuren Nikolaus Leister, Kinderbeuren Peter Bamble, Kinderbeuren Joh. Thomas Burg, Rell Joseph Burg, Rell Nikolaus Christ, Bausendorf Stephan Grandjean, Bengel Jakob Praum, Manderscheid Johann Wallenborn, Carl Wilhelm Zens, Bettenfeld Peter Heck, Bettenfeld Peter Schifferenz, Bettenfeld Matthias Pütz, Bettenfeld Matthias Pesch, Großbitten Andreas Burkelt, Binsfeld Johann Follmann, Niederkaill

Aus der guten alten Zeit

Wenn in eurem Dorfe, liebe Kinder, noch Greise von 80, ja 90 Jahren leben, so laßt euch von ihnen aus ihrer Jugendzeit erzählen. Über manches werdet ihr lachen, es wird euch einfach und klein erscheinen, aber die Nachdenklichen von euch werden aus den Schilderungen den Eindruck bekommen, daß die damalige Zeit in vielen Beziehungen besinnlicher war als die Jetztzeit.

Da kamen besonders an langen Winterabenden Freunde und Nachbarn in einer geräumigen Stube zu gemütlichem Plaudern zusammen. Die Frauen und Mädchen brachten ihre Spinnräder oder Strickstrümpfe mit, die Männer und Jungen rauchten ihre Pfeifen, flochten mit Weiden Körbe oder Strohkurbeln, die beim Brotbacken gebraucht wurden. Auf dem Tische brannte die Petroleumlampe, in der Ecke hing an einem Draht ein altes Öllämpchen. Der Hausherr sorgte für gemütliche Wärme und schob ein Buchenstück nach dem andern in den gubeisernen Schrankofen. Sorgsam weichte die Mutter in einem Topfe „Kriemlein“ ein, stellte sie dann auf den Ofen, denn morgen sollte in der „Muhl“ Brotteig zum Backen bereitet werden. Auch der Mehl sack kam dicht an den Ofen zu stehen, damit mit warmem Mehl gutes Brot gebacken werden konnte. An der Wand hing das Bild der heiligen Familie und als besonderes Schmückstück das Hochzeitsbild der Eltern oder das bunte Bild eines strammen Soldaten aus der Familie. Im Wandschrank sah man durch die glasbesetzten Türen schöngeformte Zinnteller, Zinnlichter und kupferne Mörser zum Zerleinieren von Nußkernen, Zucker und andern Dingen, die man in der Küche brauchte. Wenn am Abend die Spinnräder surrten und die Stricknadeln klapperten, ging der Viezkrug reihum. Neuigkeiten aus dem Dorfe wurden erzählt, Erinnerungen aus vergangenen Zeiten aufgefriecht.

Der lange „Mattes“ hatte die Kriege 1864, 1866 und 1870/71 erlebt; wenn er aus Reden kam, schwiegen alle anern. Als stolzer Deutzer Kürassier war er in den Kampf gezogen, in weißer Uniform, im blinkenden Küras, mit langen Stiefeln und klirrenden Sporen. An der Seite den langen Säbel, in der einen Hand die spitze Lanze, in der andern die Zügel des feurigen Pferdes, wie weiland St. Georg, als er den Drachen besiegte. Voll Stolz zeigte er zum wiederholten Male seinen Kriegs paß, in welchem die mitgemachten Kämpfe, anfangen von der Erstürmung der Düppeler Schanzen 1864, über die Schlacht bei Königgrätz 1866 und die Belagerung von Metz 1870 bis zum Kriegsende mit zahlreichen Feldschlachten verzeichnet waren. Mit Begeisterung schilderte er seine Erlebnisse in den Gefechten, von den Attacken, die mit eingelegten Lanzen und geschwungenem Säbel offen gegen den Feind geritten wurden. Ja, ein Held war der Mattes, und voll Ehrfurcht vergaß man beim Zuhören Spinnrad, Strickstrumpf und Viezkrug! — Voll Spannung verfolgte man aber auch die Nachrichten aus dem Tagesgeschehen. Heute hatte das Wittlicher „Kreis- und Intelligenzblatt“ manche interessante Neuigkeit gebracht, und da nur drei Dorfbewohner die Zeitung hielten, bot das mitgebrachte Blatt ausreichenden Stoff zu langer Unterhaltung. Auch die Landschaft der alten Zeit zeigte vielfach ein anderes Gesicht als die heutige. Über die holprigen, schlecht gepflasterten Wege ratterten zweirädrige Karren, Schädell genannt, die ein Pferd oder Esel mühsam zog. Vornehme Leute fuhrn mit Kutschen durch die Gegend. Vor den Häusern standen alte Walnußbäume und Linden, darunter eine Bank, auf der am warmen Sommerabend die Jugend des Dorfes schöne Volkslieder sang. Da es noch keine Wasserleitung gab, war der Dorfbrunnen von größter Wichtigkeit. Dort schöpfte man die Eimer voll, um

das Vieh zu tränken, hier wusch die Mutter die Wäsche im großen Waschtrog und hielt dabei mit der Nachbarin ein Plauderstündchen; das Wasser des Brunnens war beim Ausbruch eines Brandes unentbehrlich. Über den Haustüren mancher Häuser waren schöne Hauszeichen, die auf den Beruf des Hauseigentümers deuteten. Solche Zeichen findet man noch heute in Kinheim, Kröv, Niersbach und andern Dörfern unserer Heimat. Die Häuser waren größtenteils Fachwerkbauten, oft mit schönen Erkern versehen, ein Strohdach schützte vor den Unbilden der Witterung.

Wenn ihr offenen Auges durch eure Heimat schreitet, werdet ihr noch manche andere Erinnerung aus der guten alten Zeit entdecken.

Peter Bidinger, Bausendorf

Die neue Zeit beginnt

Nach den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71 nahm Wittlich mit der allgemeinen Steigerung des Wohlstandes einen merkbareren räumlichen und gewerblichen Aufschwung, gefördert durch neue Verkehrsmittel, vor allem durch die Eisenbahn, die 1887 von Wengerohr, das seit 1879 an der Moselstrecke lag, nach Wittlich abgezweigt und 1910 nach Daun weitergeführt wurde. Es entstanden in den Jahrzehnten vor dem ersten Weltkriege in Wittlich unter anderem das Lehrerseminar, heute staatliches Gymnasium und Aufbauschule, die evangelische Kirche, das Kreis Krankenhaus, das Gefängnis, das Kriegerwaisenhause, heute Ursulinenschule, die Synagoge und das neue Landratsamt mit den stimmungsvollen Gemälden des Eifelmalers Fritz von Wille. Rückschläge gab es in den Jahren 1877, 1878, 1886, 1904, 1905 und 1909, da schwere Brände die Stadt in Angst und Not versetzten.

M. J. Mehs

Der 1. Weltkrieg bringt Leid und Not

Von allen Enden schäumen die Bäche,
herüber, hinüber grünt Wiesenfläche,
jeder Hügel, jeder Hang
schallt und widerhallt Vogelsang,
und Tannen stehen ohne Zahl
neigend, raunend von Berg zu Tal.

Und die Sonne steht mit ihrem Gold,
fragt Gott, warum,
fragt die Natur,
warum die Menschen, die Menschen nur
den Frieden der Erde nicht gewollt.

Josef Feiten (1916)

Mobilmachung

Wir kamen am letzten Julitag des Jahres 1914 des Mittags aus der Schule und wollten nach Hause laufen. Da merkten wir, daß überall auf der Straße Männer zusammenstanden, die einen redeten laut, die andern hörten schweigend zu. Plötzlich klang die Dorschelle ganz hell über die Straße, und wir sahen etwas Merkwürdiges. Der Bretzenkarl, unser Dorfbote und Gemeindediener, rasselte immerfort ganz aufgeregt mit der großen Schelle, und hinter ihm schritt der Herr Amtsbürgermeister mit einem Zettel in der Hand. Das war noch nie geschehen, daß der Bürgermeister selbst mit der Ortsklingel gegangen war, sonst hatte der Bretzenkarl in seiner Dienstmütze immer alles allein bekannt gemacht. Jetzt blieben sie stehen. Es war sehr schwül. Der Herr Bürgermeister wischte sich erst den Schweiß von der Stirn. Viele Männer stellten sich im Kreis um ihn. Wir konnten nur noch die Rücken sehen; aber wir spitzten die Ohren und hörten die grelle Stimme des Bürgermeisters: „Mobilmachung! Deutschland befindet sich im Kriegszustand. Der 2.

August ist der erste Mobilmachungstag. Jeder Wehrpflichtige hat sich dann und dort zu stellen, wie es in seinem Wehrpaß eingetragen ist. Gott schütze unser Vaterland!“

Wir verstanden nicht alles, was er las und sagte; wir waren ja erst zwölf Jahre alt, und auch die älteren Burschen und Männer begriffen das Vorgelesene nicht in seiner ganzen Schwere. Wir Jungen waren auf einmal sehr begeistert. Wir hängten uns in die Arme, stimmten vaterländische Lieder an und begleiteten den Bürgermeister und die Schelle durchs ganze Dorf. Wir sangen immer lauter. Aus mancher Haustüre sahen wir einen Mann mit einer Pappschachtel kommen, der mußte sich sofort in der Kreisstadt melden. Im Dorf ging es aufgeregt zu, wie in einem Ameisenbau. Erst gegen Abend kamen wir heim. Wir hatten rote Köpfe und sangen immer noch. Da erblickten wir unsere Mutter. Sie saß am Tisch und weinte. Morgen mußten ihre zwei Ältesten Abschied nehmen. Als wir die Mutter weinen sahen, wurden wir still. Ganz groß gingen uns die Augen auf. Wir ahnten es plötzlich, was Krieg heißt...

Peter Kremer

Deemist

Kriegsjahr 1917! Erntezeit! Die Männer sind im Krieg und müssen den Tod Ernte halten. Es sind schwere Arbeitstage für Kinder und Frauen und Greise, und wer von ihnen nicht schon wieder draußen im glühenden Sonnenbrand schafft, hat sich in dieser Mittagsstunde noch auf ein Weilchen auf die Bank gestreckt, um Ausrub zu halten für neues Werken.

Nur ein Mensch tappt an diesem heißen Mittag durch das Dorf. Es ist der Briefträger, Michels Jost heißt er bei den Leuten. Man sieht ihm an, daß er schon recht bei Jahren ist. Er hatte gerade vor, sich zur Ruhe zu setzen und das Altersbrot zu verzehren. Aber da war der Krieg gekommen, so wie ein Gewitter ausbricht an schwülen Sommertagen, und nun konnte das Vaterland keinen Mann entbehren, auch die Alten nicht. Keiner durfte nun ruhen, und Michels Jost hing sich wieder die Brieftasche über den Rücken und machte zweimal täglich seine Runde.

Aber bei Gott — so schwer hatte er sich den Dienst nicht vorgestellt. Es war nicht darum, daß ihm die alten Knochen leid getan hätten, die das Eifelwetter schon lange mit der Gicht verbogen hatte, und auch nicht dies war es, daß sein Briefsack nun jedesmal so vollgestopft und schwer war. Nein — es lag an etwas ganz anderem. Denn wer kann leichten Herzens in ein Haus gehen, wenn man dem alten Vater oder der alten Mutter einen Brief in die Hand geben muß, so einen Brief mit der Handschrift der Mutter, der zurückkommt aus dem Schützengraben, schmutzig und angerissen, so einen Brief, auf dem in einer fremden Schrift groß geschrieben steht: Fürs Vaterland gefallen! Ach Gott, wie sind dann die Beine so schwer, wie ist dann der Rücken so müde! Oder neulich, wie der Brief kam für den Baltespeter, daß sein zweiter Junge nun auch im Lazarett gestorben sei, und er hatte nur zwei. Heilige Muttergottes, soll das leicht sein? Wäre er oft nicht lieber tot oder auch im Schützengraben? O Gott, daß er, der alte Mann, das noch erleben mußte!

Wie müde schleppt er heute wieder seine Füße über die Straße. Was für unheimliche Kunde mag er wieder in seiner Tasche bergen? Er schlurft in die Häuser, sagt nirgendwo ein Wort, ist bald wieder draußen und schlurft weiter. Je näher er an den Brunnen kommt, um so mehr werden seine Beine schwach. Der Atem droht ihm auszugehen. Auf dem

Mauerrand der Pferdetränke unter dem Kastanienbaum ruht er aus und denkt: O lieber Gott, wie wird sie das tragen! Sechs kleine Kinder, und nun der Vater — vermißt! Ja, so stand es mit roten Buchstaben auf dem Brief, der zurückgekommen war und den er in Beutel hatte. Schon drei solcher Briefe waren ins Dorf gekommen und nachher nichts mehr. Vermißt! Verschollen! Für immer verschwunden, spurlos, wer weiß wie. Verschüttet in einem Erdloch und unauffindbar, in Gefangenschaft geraten und dort gestorben, auf einsamem Posten erschossen oder von einer Granate unkenntlich zerrissen? Wer weiß es? Vermißt! — Nun war auch der Ehlers Jakob vermißt. Und seine Frau und seine sechs Kinder warteten. Gott, o Gott! — Michels Jost, der Briefträger, saß auf der Pferdetränke und weinte.

Peter Kremer

Ein Feldpostbrief aus dem 1. Weltkrieg

... den 10. Oktober 1918.

Lieber Bast! Schon drei Wochen habe ich nichts von Dir gehört. Lebst Du noch? Es ist eine schreckliche Zeit. Wir hören jeden Abend die Kanonen schießen. Knaufs Jakob ist jetzt auch gefallen, sie haben es gestern zugestellt gekriegt, und es ist schon ihr zweiter, und im Dorf sind es schon vierundzwanzig. Die Kartoffeln habe ich alle aus, es hat viele gegeben, die Nachbarschaft hat mir gut geholfen bei der Arbeit. Unsere Bleiß hat gekalbt, sie gibt jetzt viel Milch. Ich muß sie alle abgeben, und die Kartoffeln sind auch beschlagnahmt. Es ist eine verkehrte Welt, daß ich als alte Witfrau noch so schwer schaffen muß, und mein einziger Sohn muß im Krieg sein. Aber der Herrgott wird es wissen. Vorgestern waren wir mit der Prozession nach Klausen, es sind bloß alte Leute und die Kinder dabei gewesen. Da habe ich in Klausen bei der Muttergottes für Dich gebetet, daß Du bald gesund heimkommen sollst, wenn der Krieg aus ist. Und ich habe das Versprechen gemacht, daß ich barfuß eine Wallfahrt nach Klausen halte, wenn Du heil aus dem Kriege kommst. Gehst Du mit? Ich habe es auch für Dich versprochen, und Du wirst Deine alte Mutter nicht allein gehen lassen. Ich freue mich schon jetzt auf den Gang mit Dir durch den Wald zur Klausener Muttergottes, die Dich auch bis ans Ende beschützen möge. Darum betet für Dich immerfort

Deine Mutter.

Zwischen den beiden Weltkriegen

Einige Daten: Am 11. November 1918 wurde im Wald von Compiègne der Waffenstillstand unterzeichnet; am 28. Juni 1919 unterzeichnete Deutschland den Vertrag von Versailles. Der Kaiser war nach Holland entflohen; eine deutsche Volksregierung, zum erstenmal auf demokratische Weise gebildet, suchte unser Vaterland durch die schweren Nachkriegsjahre zu retten, wieder aufzubauen und neu zu ordnen. Die Reichsverfassung vom 11. August 1919 legte den Grundstein zum Neubau; sie gab jedem Deutschen gleiche Rechte und gleiche Pflichten.

Es kamen Jahre voller Wirren und Schwierigkeiten. Der Hunger verdarb die Menschen. Eine Geldentwertung, Inflation genannt, machte alle Leute zu Millionären. Aber sie waren doch arm dabei; denn zuletzt kostete ein einziges Ei mehr als eine Million. Manche Städte halfen sich mit eigenem Notgeld, das wertbeständiger war. Das Notgeld des

Kreises Wittlich zeigte ein Bild der Manderscheider Burgen mit der Schrift:

„Es blicken gar stolz in die geldarme Zeit
die steinreichen Burgen von Manderscheid.“

Dazu kamen Streiks in den Fabriken, Putsche von Kommunisten und Nationalisten, bei uns auch noch die Separatistenkämpfe. Die sogenannten Separatisten wollten das Rheinland vom Reiche loslösen. Bei einem solchen Kampfe fiel der junge Philipp Klas aus Oberöfflingen vor dem Wittlicher Rathaus. Es war im Herbst 1923. Nach der Stabilisierung der Währung im Nov. 1923 kamen einige friedliche Aufbaujahre; aber zu stark lastete der Druck des Versailler Vertrages auf dem deutschen Volke. Zu sehr war es auch innerlich zerrissen, und als 1929 eine Weltwirtschaftskrise einsetzte, die uns sechs Millionen Arbeitslose bescherte, wurden die radikalen Parteien so stark, daß alle Bemühungen würdiger Männer zur Rettung des Vaterlandes scheiterten. Es kam im Januar 1933 ein Mann zur Macht, der sein eigenes Volk und viele Völker der Welt in namenloses Elend stürzte.

Der 2. Weltkrieg zerfört die Heimat

Heiligabend 1944 in Wittlich

Am Heiligabend versuchten in banger Sorge und ständiger Unruhe die Wittlicher Mütter, ihren Kindern das Fest der Liebe so froh wie möglich zu gestalten. Aus den knapp bemessenen, zgeteilten Lebensmitteln und aus solchen, die sie unter großen Entbehrungen erspart hatten, bereiteten sie das Festgebäck. Bescheidene Christbäumchen standen zur Bescherung bereit. Die Kerzen fehlten. Niemand rechnete an diesem Heiligen Abend mit einem Luftangriff. Mitten in das stille Tun heulten um 14,30 Uhr die Sirenen: Vollalarm! Am Himmel erschienen gefürchtete „Christbäumchen“. Fast gleichzeitig prasselten Bombenteppiche hernieder und zerstörten große Teile des Stadtkerns. Riesige Trümmerfelder und verschüttete Straßen blieben



Blick auf die von Bomben zerstörte Neustraße in Wittlich

zurück. Die Leute flüchteten in die Keller, und viele von ihnen wurden unter einstürzenden Häusern verschüttet und begraben. Heftige Brände jagten manche Männer wieder auf die Straße. Das Löschen war unmöglich, weil die Wasserleitung zerstört und die Lieser zugefroren war. Feuerwehrmänner und Wasserpumpen erstarrten in der grimmigen Kälte dieses Tages. Hilfeschele drangen aus verschütteten und brennenden Kellern in den Winternachmittag. Nachdem man die Fliegergefahr beendet glaubte, stieg man zaghaft und angstverört aus den Kellern, um nach Nachbarn, Freunden und Verwandten zu suchen. Die ge-

meins am erlebte Not hatte die Menschen einander näher gebracht. Mehr als hundert Tote bahrte man in der beschädigten Pfarrkirche auf und bebte sie in der Dunkelheit eines frühen Morgens auf dem Friedhof. Von da ab gewährte die Heimatstadt ihren Bewohnern keine bergende Sicherheit mehr. An diesem Heiligen Abend und in den Weihnachtstagen riefen unsere Glocken nicht zum Gottesdienst: sie blieben stumm. Noch am gleichen Abend flüchteten die Wittlicher in die gastlichen Nachbardörfer und in die Weinberghäuschen. Später bezogen sie selbstgezimerte Waldhütten, Bunker und die Eiskeller des Fallberges. Dort ersehnten und erlebten sie, unter erbärmlichsten Lebensbedingungen, das Ende des Krieges.

Christine Esper, Wittlich

Ein Unglückstag für Platten

Eine leichte Schneedecke hüllte schon einige Wochen Berge und Wittlicher Tal ein. Auch am Sonntag, dem 28. Januar 1945, fiel noch etwas Schnee, und das Wetter war diesig, der Himmel verhangen. Im Dorfe lag eine starke Wagenkolonne, deren Fahrzeuge getarnt in den Höfen standen. Schwere Reparaturwagen betrieben ihre Werkarbeit. Mehrere Funkwagen waren in Tätigkeit. Der Verkehr im Dorfe war reger wie an all den Vortagen. Bei diesem Wetter würden die Flieger wohl ruhig bleiben!

Die Glocken riefen zum Nachmittagsgottesdienste, und mit einer Schar Beter strömten die Kinder zur Kirche. Für viele von ihnen sollte es der letzte Gang geradewegs zu ihrem Herrgott in den Himmel sein. Die Großen eilten nach Beendigung der Anbetung an den warmen Herd. Kinder und Jugendliche vergnügten sich auf dem Heimwege mit Schneeballwerfen und schenkten dem Fliegerpulk, der das Dorf überquerte, kaum Beachtung. Die neun- und zehnjährigen Kommunionkinder waren zu einer Unterweisung noch bei dem pflichterfürgen Pastor in der Kirche geblieben. Plötzlich wendeten die Flieger über den Moselhöhen von Kröv und schütteten im Tiefflug ihre ganze unheilvolle Last über Platten aus. Aus Staub, Rauch und Qualm kamen die Hilferufe aus dem Dorfteil um die hochliegende Kirche. Männer und Mütter eilten in banger Sorge um die Ihrigen herbei. Auf der Straße, in den Höfen und Ecken, unter Schutt, Gestein, Staub und Trümmern lagen die Toten und Verwundeten. Zwei Volltreffer hatten von der noch neuen Kirche Dachstuhl, Gewölbe, Empore und Orgel eingerissen. 18 Kinder lagen mit ihrem Seelsorger tot unter dem Trümmergewirr des Langhauses, und nur ein einziger Junge konnte lebend und schwerverletzt geborgen werden. In einer Berggasse begrub ein einstürzendes Haus sieben Menschen, die im Keller Schutz gesucht hatten. In den zusammengebrochenen Ställen brüllten die Tiere in Todesnot.

Tatsachen des Jammers und des Grauens fügten sich allmählich zusammen: Eine Mutter war mit vier Kindern erschlagen worden, während der Mann im Felde stand, eine andere Familie hatte fünf Angehörige, darunter vier Kinder, verloren, eine andere ihre drei Söhne, 8 weitere je zwei Familienangehörige. Die lange Totenliste zählt den Pfarrer, 47 Kinder und Jugendliche und 17 Erwachsende als Tote auf. Dazu waren noch 21 Auswärtige, größtenteils Soldaten der deutschen Wehrmacht und des französischen Heeres, ums Leben gekommen. Zahlreiche Verwundete fanden in den Krankenhäusern und Lazaretten der weiteren Umgebung Aufnahme.

Dazu kamen die Verluste an Hab und Gut: die Kirche und ein Dutzend Gehöfte lagen in Trümmern, ein weiteres Dutzend war schwer beschädigt und viel Vieh umgekommen.

In langen Reihen beteteten die schwergeprüften Dorfbewohner die Opfer des Schreckenstages auf dem Friedhofe. Alljährlich am 28. Januar zieht die ganze Gemeinde in christlicher Ergebung zu den Gräbern ihrer Lieben, hoffend auf das glückliche Wiederfinden in der Ewigkeit.
Peter Orten, Platten

Ein Einzelschicksal

Hier ruht meine liebe Gattin

MARGARETE THIEL

MIT MEINEN ZEHN LIEBEN KINDERN

Sie starben durch Fliegerangriff am 29. 12. 1944

R. I. P.

So lesen wir auf einem Grabstein in Großlittgen.

Der 29. Dezember 1944 war für Großlittgen ein schwarzer Tag. 40 Einwohner fielen dem Fliegerangriff zum Opfer, 11 Häuser lagen gänzlich in Trümmern, 42 Häuser waren schwer beschädigt, und ein Volltreffer hatte das Gotteshaus zerstört.

Rühriger Fleiß hat alles wieder aufgebaut. Schon im August 1949 konnten von neuerrichteten Türme die Glocken, die fast fünf Jahre geschwiegen hatten, zum ersten Male wieder die Gläubigen zum Gottesdienst in die wiederhergestellte Kirche rufen.

Bahen, die viel Not und Unglück in sich bergen

Zahl der gefallenen und vermißten Soldaten beider Weltkriege und der durch Kriegseinwirkungen (Bomben und Bordwaffen) ums Leben gekommenen Zivilisten des 2. Weltkrieges aus unserem Kreisgebiet.

	Wittlich-Stadt	Amt Wittlich-Land	Amt Heizenroth	Amt Kröv	Amt Bousendorf	Amt Manderscheid	Amt Oberkall	Amt Binsfeld
Anzahl der Gefallenen:								
1. Weltkrieg	183	320	188	153	215	198	66	145
2. Weltkrieg	361	496	271	256	312	327	91	219
Anzahl der Vermißten:								
1. Weltkrieg	?	19	13	7	36	16	8	5
2. Weltkrieg	133	210	128	103	157	154	40	89
Anzahl der ums Leben gekommenen Zivilisten im								
2. Weltkrieg	81	89	46	10	6	43	9	16

Plein, Hasborn und Läuferfeld die denkwürdige Feierstunde der Einweihung. In Anwesenheit vieler Festgäste nimmt Generalvikar Dr. Weins die kirchliche Einsegnung vor. Anschließend durchschneidet Bundesbahnpräsident Keßler aus Trier das weiße Band, das symbolisch noch den Weg über die Brücke sperrt, und gibt die Strecke für den Verkehr frei mit dem Wunsche, daß sie wieder wie früher der Wirtschaft des Eifellandes und einem friedlichen Europa dienen möge.

Anne Servatius, Wittlich

Kennst du deine Heimat?

Dann erkennst du im zwölften Heft die Burg Seinsfeld.



Dieses Bild zeigt dir die neue Lieserbrücke in Wittlich, gezeichnet von der Schülerin Annemarie Rennings, Wittlich.

So wie diese entstanden mehrere und größere Brücken innerhalb unseres Kreises in neuem Gewande. Wo?

Mit diesem Heft schließt unsere Schriftenreihe „Land Zwischen Mosel und Maaren.“

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Herausgeber gestattet.

Dieses Heft wurde bearbeitet von Realschullehrer Klaus Schiffels, Wittlich.

Das Titelbild zeichnete Hans Schert, Wittlich.

Bildarchiv: Die Bundesbahndirektion Trier stellte dankenswerterweise das Klischee Seite 227 zur Verfügung, die anderen sind eigene Anfertigung.

Druck: Fr. Wilh. Knopp, Wittlich/Rhd.